

6. PRAGMATIK

6.1 Einleitung

Die Pragmatik gehört nicht zu den Gebieten, mit denen sich die Linguistik traditionell befasst hat – Phonetik/Phonologie, Morphologie, Syntax und etwas Semantik, das waren traditionell die Arbeitsfelder der Linguistik. So ist es nicht verwunderlich, dass nahezu alle wichtigen Impulse zur Herausbildung der Pragmatik als Teildisziplin der Linguistik von außerhalb der Linguistik kamen, nämlich aus der Philosophie vor allem, aber auch aus der Soziologie und der Psychologie. Dieser Prozess der Konstituierung der Pragmatik als Teildisziplin hat erst im 20. Jahrhundert begonnen und kann noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden.

Die Pragmatik befasst sich allgemein mit der Tatsache, dass Sätze von Personen mit Überzeugungen, Wünschen und Absichten in konkreten Situationen geäußert werden, an andere Personen mit Überzeugungen, Wünschen und Absichten gerichtet sind und in Zusammenhang stehen mit bereits erfolgten und sich anschließenden Äußerungen. Genauer gehören zur Pragmatik

- die Aspekte der Interpretation von sprachlichen Äußerungen, die vom Kontext der Äußerung abhängen,
- die (kommunikativen) Funktionen, die sprachliche Äußerungen haben, sowie
- strukturelle Aspekte von Texten und Gesprächen.

(Als umfassende Einführungen in die Pragmatik bzw. Handbücher zur Pragmatik vgl. Renkema 1993, Green 1996, Verschueren et al. 2000, Meibauer 2001 und Horn/Ward 2004).

6.2 Deixis und Anapher

6.2.1 Arten der Deixis

Welche Person das Pronomen *ich* bezeichnet, das hängt davon ab, wer es gebraucht. Sagt Boris Becker *Ich bin drin* und sagt Giovanni Trappattoni *Ich habe fertig*, so bezeichnet *ich* im ersten Fall Boris Becker und im zweiten Fall Giovanni Trappattoni. Aber auch wenn sich der Referent von *ich* und *du* von Äußerungssituation zu Äußerungssituation ändern kann, kann man doch gleichwohl sagen, dass diese Ausdrücke eine Bedeutung haben, die über die Äußerungssituationen hinaus konstant ist. Die Bedeutung von *ich* ist »Mit *ich* referiert der Sprecher auf sich selbst«, die Bedeutung von *du* ist »Mit *du* referiert der Sprecher auf den Adressaten«. (Es ist allerdings kein Leichtes, diese Bedeutungsbeschreibungen präzise auszuarbeiten.)

Bei *ich* und *du* handelt es sich um Ausdrücke, die deiktisch verwendet werden können, d. h. deren Referenz durch Bezug auf Aspekte der Äußerungssituation bestimmt werden kann. (Mit einer nicht-deiktischen Verwendung von *du* hat man es zum Beispiel zu tun in *Wenn du in eine solche Situation kommst, dann weißt du nicht mehr, was du tun sollst*, wo *du* soviel wie *man* bedeutet.)

Wir und *ihr*, die pluralen Gegenstücke zu *ich* und *du*, werden auch deiktisch verwendet, weisen aber eine größere Verwendungsvielfalt auf. Abgesehen vom Pluralis Majestatis – bei dem eine Person nicht mit *ich*, sondern mit *wir* auf sich referiert – bezeichnet *wir* eine Gruppe von Personen. In dem speziellen Fall, wo mehrere Leute einen Text geschrieben haben, kann *wir* ausschließlich die »Sprecher« bezeichnen. Doch der Normalfall ist, dass *wir* eine Gruppe bezeichnet, die den Sprecher sowie zusätzlich den Adressaten und gegebenenfalls noch andere Personen umfasst (inklusives *wir*) oder aber neben dem Sprecher noch andere Personen umfasst, zu denen der Adressat nicht gehört (exklusives *wir*). Eine weitere spezielle Verwendung von *wir* liegt in dem Fall vor, wo nur auf den bzw. die Adressaten Bezug genommen wird (*Wollen wir nicht doch noch ein Löffelchen zu uns nehmen?*, *Sind wir jetzt endlich soweit?*).

Ihr bezeichnet den bzw. die Adressaten und gegebenenfalls noch weitere Personen. Das höfliche, distanzierende *Sie* bezeichnet entweder genau wie *du* den Adressaten oder wie *ihr* den bzw. die Adressaten und gegebenenfalls noch weitere Personen.

Die Personaldeixis, d. h. die Referenz auf Sprecher/Adressat (das »Personal« der Äußerung) und ggf. weitere Personen, lässt sich im Deutschen damit in ihrer Kernverwendung wie folgt aufschlüsseln (vgl. Zifonun et al. 1997, 316 ff.):

(1)	Sprecherdeixis	<i>ich</i>	Sprechergruppendeixis	<i>wir</i>
	Hörerdeixis		Hörergruppendeixis	
	Balanceform	<i>du</i>	Balanceform	<i>ihr</i>
	Distanzform	<i>Sie</i>	Distanzform	<i>Sie</i>

Manchmal spricht man bei einem solchen Unterschied wie zwischen der Balanceform und der Distanzform von »Sozialdeixis« (Fillmore 1997, 61; Levinson 2000a, § 2.2.5).

Auch mit einem Demonstrativum wie *dieser*, *diese*, *dieses* kann man deiktisch auf etwas Bezug nehmen. Wenn bei einem Gespräch im Büro der Ausdruck *dieser Computer* gebraucht wird, so kann für alle Beteiligten unmittelbar klar sein, welcher von den zigmillionen Computern auf der Welt gemeint ist – nämlich der Computer, der für alle sichtbar im Büro steht. Die Person, die den Ausdruck *dieser Computer* gebraucht hat, kann, aber muss nicht mit einer verdeutlichenden Geste auf den Computer zeigen. Eine solche Zeigegeste kann notwendig werden, wenn mehrere Computer in dem Zimmer stehen. Mit dem Ausdruck *dieser* kann man zu verstehen geben, dass der Referent in dem Raum lokalisiert ist, der in der Äußerungssituation Sprecher und Adressat unmittelbar perzeptuell zugänglich ist. Diese situativ-deiktische Verwendung ist wohl die primäre Verwendungsweise von Demonstrativa (zu anderen Verwendungen von Demonstrativa und Deiktika allgemein s. Kap. 6.2.3).

In vielen Sprachen unterscheiden sich Demonstrativa darin, ob sie anzeigen, dass der Referent im Raum der Äußerungssituation nahe bei Sprecher und/oder Adressat ist (proximale Demonstrativa), oder anzeigen, dass der Referent weiter weg von

Sprecher und/oder Adressat ist (distale Demonstrativa). *Dieser* scheint entfernungsneutral zu sein (Himmelmann 1997, 53–62; Diessel 1999, 38; anderer Meinung sind Zifonun et al. 1997, 324). Es gibt allerdings das nicht sehr gebräuchliche *jener*, das ein distales Demonstrativum ist und sich mit *dieser* so kombinieren lässt, dass ein Kontrast zwischen nah und fern angezeigt werden kann: *Ich möchte dieses, aber nicht jenes*.

Zur Objektdeixis gehören im Deutschen neben den Demonstrativa *dieser*, *diese*, *dieses* und *jener*, *jene*, *jenes* auch der demonstrativ verwendete und dabei meist betonte definite Artikel *der*, *die*, *das* sowie betontes *er* und *sie*. Interessanterweise kann *es* nicht demonstrativ verwendet werden: Der Satz *Nicht jenes Kind ist krank – ES ist krank* ist ungrammatisch (die Großschreibung *ES* zeigt an, dass das Wort betont ist).

Von den eben betrachteten Demonstrativa ist es ein kurzer Schritt zur Lokaldeixis, d. h. zu deiktischen Ausdrücken, die Orte bezeichnen, die in einem bestimmten Verhältnis zum Ort der Äußerung des lokaldeiktischen Ausdrucks stehen: *hier*, *da*, *dort*. (Es sei angemerkt, dass in der Literatur oft – wie in Levinson (2000a, § 2.2.3) – das, was hier Objektdeixis genannt wird, zur Lokaldeixis gerechnet wird.)

Das Lokaladverb *hier* kann einmal den Ort der Äußerung bezeichnen bzw. genauer: einen Ort, der den Ort der Äußerung mit einschließt. Bei dieser Verwendung von *hier* kann der bezeichnete Ort unterschiedlich groß sein (vgl. Klein 1978): Sagt jemand im Musikzimmer seines Hauses *Hier fühle ich mich wohl*, können wir uns leicht Situationen vorstellen, in denen mit *hier* verschiedenes gemeint ist – das Musikzimmer (im Unterschied zum Rest des Hauses), das Haus (im Unterschied zur Umgebung), die Stadt (im Unterschied zu anderen Städten) usw.

Hier kann aber auch demonstrativ verwendet werden, wenn auf einen Ort in der Nähe des Sprechers Bezug genommen wird. Dann steht es als proximales Demonstrativ im Kontrast zum medialen *da* und dem distalen *dort* (manchmal wird allerdings auch dafür argumentiert, dass *da* entfernungsneutral ist, vgl. Ehrich 1992, Kap. 2). Wenn wir in Berlin auf dem Pariser Platz (vor dem Brandenburger Tor) stehen, können wir zum Beispiel zu unserem Besuch sagen: *Hier ist das Brandenburger Tor, da das Reichstagsgebäude und dort das Bundeskanzleramt*.

Schließlich gibt es noch die Temporaldeixis mit *jetzt* im Zentrum, das den Zeitraum bezeichnet, zu dem gesprochen wird, bzw. einen Zeitraum, der den Sprechzeitraum umfasst. *Einst* und *einmal* bezeichnen Zeiträume, die weit entfernt vom Sprechzeitraum in der Zukunft (*Das wird einst (einmal) gelöst werden*) oder in der Vergangenheit liegen (*Das war einst (einmal) ganz anders*). Zur Temporaldeixis gehören auch metrische Ausdrücke wie *heute*, *morgen*, *übermorgen*, *gestern*, *vorgestern* etc., die einen Tag bezeichnen, der in einem bestimmten Verhältnis steht zu dem Tag, an dem das Wort jeweils verwendet wurde.

Eine kleine Korrektur ist anzubringen. Bei der Lokal- und Temporaldeixis handelt es sich nicht wirklich um Ausdrücke, die Zeiten bzw. Orte bezeichnen (auch wenn dies oft so gesagt wird). Es handelt sich bei ihnen um prädiktative Ausdrücke, die ausdrücken, dass etwas an einem bestimmten Ort ist bzw. zu einer bestimmten Zeit stattfindet. *Ich bin hier* heißt »Ich bin an einem bestimmten Ort« und nicht »Ich bin ein bestimmter Ort« oder *Das war gestern* heißt »Das war an dem Tag vor dem Tag der Äußerung« und nicht: »Das war der Tag vor dem Tag der Äußerung«.

Damit handelt es sich nur bei Nominalphrasen mit Personal- bzw. Objektdeixis um referierende Ausdrücke, bei Temporal- und Lokaldeixis handelt es sich um

prädiktative Ausdrücke, die in ihrer Semantik ein referenzielles, deiktisches Element beinhalten. Damit können wir nun sagen, dass ein Ausdruck deiktisch verwendet wird, wenn seine Referenz (bzw. im Falle von prädiktiven Ausdrücken: sein Begriff) durch Bezug auf Aspekte der Äußerungssituation bestimmt wird. In diesem Sinne können auch die Prädikate *linker* und *rechter* deiktisch verwendet werden: Den Satz *Ich nehme erst den rechten und dann den linken Stuhl* kann man verstehen als: »Ich nehme erst den von mir aus gesehen rechten und dann den von mir aus gesehen linken Stuhl.«

Wir haben mit Personal-, Objekt-, Lokal- und Temporaldeixis vier Arten der Deixis unterschieden je nachdem, ob sie Zeiten, Orte, Objekte allgemein oder spezifisch das ›Äußerungspersonal‹ bezeichnen. Unterscheidet man Arten der Deixis nach der Art des bezeichneten Gegenstandes, dann ist Sozialdeixis (siehe Balance- vs. Tanzform der Hörerdeixis oben) keine eigene Art von Deixis.

6.2.2 Anaphern

Die typische Anapher ist ein Pronomen, mit dem auf ein Objekt Bezug genommen wird, auf das bereits vorher in der Rede mit einem anderen Ausdruck – dem Antezedens der Anapher – Bezug genommen wurde. Ein Beispiel:

- (2) Hier sehen Sie *das Reichstagsgebäude*. Im Jahre 1999 hat *es* diese große Glaskuppel bekommen.

Mit der Anapher *es* wird der Referent von *das Reichstagsgebäude* wieder aufgenommen. *Das Reichstagsgebäude* ist das Antezedens der Anapher. Es gibt aber auch Anaphern, deren Antezedens in der Rede auf die Anapher folgt – dann redet man von einer *Katapher*.

- (3) Wie viel an *ihm* auch immer auszusetzen ist, selbst die schärfsten Kritiker stellen nicht in Frage, dass es die bleibende Leistung von *Grice* ist, den Bereich der Implikaturen für die Sprachtheorie entdeckt zu haben.

Im Deutschen werden die Personalpronomina der dritten Person Singular (*er*, *sie*, *es*) und Plural (*sie*) als die ›eigentlichen‹ Anaphern bezeichnet. Daneben gibt es noch die ›syntaktischen‹ Anaphern: das Reflexivpronomen *sich* und das Reziprokpronomen *einander*. Zu Anaphern (und Deixis) vgl. u. a. Ehlich (1982), Bosch (1983) und Zifonun et al. (1997, 544 ff.).

6.2.3 Modi der Deixis

Wir haben in Kapitel 6.2.1 vier verschiedene Arten der Deixis danach unterschieden, ob sie Zeiten, Orte, Objekte allgemein oder das Äußerungspersonal bezeichnen. Wir haben uns dabei mit deiktischen Ausdrücken befasst, deren Referenz (bzw. im Falle von prädiktiven Ausdrücken: deren Begriff) durch Bezug auf Aspekte der Äußerungssituation bestimmt wird. Hierbei haben wir es mit situativer Deixis zu tun, Deixis mit Bezug auf die Äußerungssituation. Doch es gibt noch drei andere Modi der Deixis, bei denen nicht die Äußerungssituation für die Referenz ausschlaggebend ist.

So gibt es Fälle, wo mit deiktischen Ausdrücken nicht auf Gegenstände in der Äußerungssituation Bezug genommen wird. Wenn, zum Beispiel, der Schauspieler sagt: »Auch hab' ich weder Gut noch Geld/Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt«, so nimmt er nicht auf sich selbst Bezug, sondern wir müssen uns eine fiktive Äußerungssituation vorstellen, in der eine fiktionale Person – hier der Doktor Faust – auf sich selbst Bezug nimmt. Hier handelt es sich um **imaginative Deixis** (auch Deixis am Phantasma genannt), wie auch in dem folgenden Fall. Ich kann zu jemandem sagen: »Stellen wir uns vor, wir stehen auf dem Pariser Platz und schauen auf das Brandenburger Tor. Dann ist hier das Brandenburger Tor, da das Reichstagsgebäude und dort das Bundeskanzleramt.« Mit der Lokaldeixis wird nicht auf Orte in der Äußerungssituation Bezug genommen, sondern auf Orte in einem vorgestellten Raum (zur imaginativen Deixis vgl. Bühler 1934, § 8 und Sitta 1991).

Eine andere Art der Loslösung von der Äußerungssituation liegt in der **Diskursdeixis** (auch Textdeixis genannt) vor. In einer Diskussion kann ein Gesprächsteilnehmer sagen: »Diesen Punkt habe ich noch nicht verstanden.« Dann nimmt er nicht auf ein Objekt in der Äußerungssituation Bezug, sondern auf einen inhaltlichen Aspekt der unmittelbar vorangegangenen Diskussion. Auch nimmt man mit *Hier entsteht jetzt das folgende Problem* nicht auf den Äußerungsort und die Äußerungszeit Bezug, sondern auf einen Punkt in der Darstellung eines größeren Sachverhalts. Siehe auch die Verwendung von *im letzten Abschnitt* und *im nächsten Kapitel*.

Schließlich gibt es noch die **anaphorische Deixis**, bei der deiktische Ausdrücke wie Anaphern ein Antezedens in der Rede haben. Beispiel: »Hier sehen Sie den ehemaligen Reichstag. 1999 hat dieses Gebäude eine große Glaskuppel erhalten.« Es gilt aber einen Unterschied zwischen Anaphern und anaphorischen Deiktika zu machen, wie man an den folgenden beiden Sätzen gut sieht (aus Diessel 1999, 96):

- (4) a. Der Anwalt sprach mit einem Klienten. Da *er* nicht viel Zeit hatte, vereinbarten sie ein weiteres Gespräch nächste Woche.
- b. Der Anwalt sprach mit einem Klienten. Da *der* nicht viel Zeit hatte, vereinbarten sie ein weiteres Gespräch nächste Woche.

Es ist ganz natürlich, mit der Anapher *er* auf den Anwalt Bezug zu nehmen; mit dem anaphorisch verwendeten Demonstrativpronomen *der* jedoch kann nur der Klient gemeint sein.

6.3 Implikaturen

6.3.1 Was sind Implikaturen?

Stellen wir uns vor, ein Student der Germanistik – nennen wir ihn Eduard – besucht eine Fete, auf der er nur sehr wenige Leute kennt. Da kann es passieren, dass jemand auf ihn zukommt – zum Beispiel Ottilie – und ihn fragt *Und wie heißt du?* Wenn Eduard nun antwortet *Ich glaube, Eduard*, so wird Ottilie ob dieser Antwort sehr verdutzt sein. Was ist das für ein komischer Vogel? Der kennt seinen eigenen Namen nicht! Das kann doch nicht sein! Ottilie wird sich auf alle Fälle zu vergewissern

versuchen, ob ihr Gegenüber einen Scherz zu machen beabsichtigt – grinst er vielleicht verschmitzt? Oder waren sein Ton und seine Mimik so abweisend, dass er ihr mit dieser Antwort eigentlich nur signalisieren konnte: *Lass mich in Ruhe, ich habe keine Lust auf Small-Talk.*

Warum ist *Ich glaube, (ich heiße) Eduard* eine so ungewöhnliche Antwort auf die Frage *Und wie heißt du?* Nun, weil Eduard seiner Gesprächspartnerin dadurch zu verstehen gibt, dass er sich nicht so sicher ist, wie er heißt, dass er also nicht sicher weiß, wie sein Name lautet (wäre er sicher gewesen, hätte er einfach nur seinen Namen genannt ohne den Zusatz *ich glaube*). Doch kennt man seinen eigenen Namen in aller Regel, es sei denn, man hat infolge eines Unfalls etwa einen starken Gedächtnisverlust erlitten.

Es ist offensichtlich, dass es an der Formulierung *Ich glaube* liegen muss, dass dieser besondere Effekt entsteht. Doch hängt der Effekt nicht an der Absurdität des Beispiels, er stellt sich auch bei einem ganz normalen Satz ein. Mit der Äußerung *Ich glaube, dass in der nächsten Woche eine Fakultätssitzung stattfindet* kann ein Sprecher zu verstehen geben, dass er sich nicht sicher ist, ob auch wirklich in der nächsten Woche eine stattfindet. Es handelt sich also um ein generelleres Phänomen, das wir hier beobachten.

Welches ist nun aber der Zusammenhang zwischen *glauben* und *nicht sicher sein*? Gehört *nicht sicher zu sein* zur Bedeutung von *glauben*, so dass, wenn jemand sagt, er glaube dies und das, er damit sagt, dass er sich nicht sicher ist, ob dies und das der Fall ist? Diese Möglichkeit scheint man ausschließen zu können, wenn man sich Sätze anschaut wie *Ich glaube das nicht nur, ich weiß es sogar* oder *Wenn jemand etwas weiß, dann glaubt er es auch*. Diese Sätze sind so, wie sie sind, völlig akzeptabel. Doch dies heißt, dass *nicht sicher zu sein* nicht zur Bedeutung von *glauben* gehören kann, denn in den beiden Sätzen wird ja gerade gesagt, dass sich Glauben und Wissen nicht ausschließen. Der Zusammenhang zwischen Glauben und Nicht-sicher-Sein kann also nicht so eng sein wie angenommen.

Dann kann man sagen: Mit der Äußerung *Ich glaube, ich heiße Eduard* SAGT Eduard nicht explizit, dass er sich nicht sicher ist, er LEGT es nur NAHE. Dass er sich nicht sicher ist, dass er Eduard heißt, ist eine **Implikatur** der Äußerung Eduards, aber keine logische Folgerung aus ihr. Es ist klar, dass es dadurch zu dieser Implikatur kommt, dass er sich so vorsichtig ausdrückte, indem er sagte *Ich glaube ...* – anstatt einfach zu sagen *Ich heiße Eduard*.

Ganz entsprechend ist in (5) der durch +> gekennzeichnete Sachverhalt eine Implikatur des darüber stehenden Satzes:

- (5) Ich glaube, dass in der nächsten Woche eine Fakultätssitzung stattfindet.
+> Ich bin mir nicht sicher, ob in der nächsten Woche eine Fakultätssitzung stattfindet.

Auch wenn die Wortwahl *Ich glaube ...* für das Entstehen der Implikatur entscheidend ist, hängt diese Implikatur nicht an diesen speziellen Worten. Auch Worte, die etwas ganz Ähnliches besagen, können die Implikatur auslösen – vgl. *Ich meine mich zu erinnern, dass in der nächsten Woche eine Fakultätssitzung stattfindet*. Jedoch in Sätzen wie *Ich glaube das nicht nur, ich weiß es sogar* kommt es nicht zu einer entsprechenden Implikatur – in einem solchen Fall wird die Implikatur **ันnulliert** (engl. >cancelled<).

Schauen wir uns jetzt drei weitere Beispiele für Implikaturen, genauer: **konversationelle Implikaturen**, an. Wenn Eduard als Fachschaftsvertreter in der Fakultät-

sitzung die Feststellung trifft *An dieser Universität kommen einige Professoren vorbereitet in ihre Seminare*, so wird er sich unter der Professorenschaft nicht unbedingt Freunde machen. Warum? Weil er damit zu verstehen gibt, dass er der Ansicht ist, dass keineswegs alle Professoren vorbereitet in ihre Seminare kommen. Er gibt dies zu verstehen, explizit gesagt hat er es aber nicht. Auch diese Implikatur kann man annullieren: Hätte Eduard gesagt *An dieser Universität kommen einige Professoren vorbereitet in ihre Seminare. Vielleicht sind aber auch alle vorbereitet – das kann ich noch nicht so genau sagen*, so würde er nicht nahe legen, dass er der Ansicht ist, dass nicht alle Professoren vorbereitet in ihre Seminare kommen.

Eine Schiffsahrt. Den Kapitän ärgert es gewaltig, dass der Schiffsmaat so häufig betrunken ist. Als der Kapitän Wache hat und der Maat mal wieder über das Deck torkelt, schreibt der Kapitän ins Logbuch: *Heute, 23. März, ist der Maat betrunken*. Damit würde der Maat am Ende der Reise eine Ordnungsstrafe bekommen. Als der Maat nun einige Tage später Wache hat, sieht er den Eintrag und überlegt, wie er sich rächen könnte, ohne sich weiter zu kompromittieren. Er schreibt ins Logbuch: *Heute, 27. März, ist der Kapitän nicht betrunken* (dieses schöne Beispiel findet sich in Posner 1979). Ein genialer Schachzug des Maats! Er hat nichts ins Logbuch geschrieben, was falsch wäre – der Kapitän ist ja in der Tat nicht betrunken. Aber da im Logbuch normalerweise nur besondere Vorkommnisse vermerkt werden, muss der Eintrag des Maats beim Leser den Eindruck erwecken, dass es etwas Besonderes ist, dass der Kapitän nicht betrunken ist, dass der Kapitän also sonst meistens betrunken ist. Auch diese Implikatur (dass der Kapitän meistens betrunken ist) lässt sich wieder annullieren. Hätte der Maat ins Logbuch geschrieben *Heute, 27. März, ist der Kapitän nicht betrunken. Er ist so nüchtern wie an allen anderen Tagen auch*, so würde es nicht zu der Implikatur kommen. Man würde sich als Leser jetzt nur fragen, warum er dies überhaupt ins Logbuch geschrieben hat (und erwägt vielleicht, ob man den zweiten Satz nicht als eine ironische Äußerung verstehen soll – zur Ironie siehe unten).

Auch der folgende Minidialog enthält eine Implikatur. A befindet sich auf einer Autofahrt, als ihm plötzlich das Benzin ausgeht und er am Straßenrand anhalten muss. Glücklicherweise befindet er sich in einer größeren Stadt und nicht auf dem platten Land. Und glücklicherweise kommt auch gerade jemand vorbei, nämlich B. A sagt zu B: »Mir ist das Benzin ausgegangen« und B antwortet: »Gleich um die Ecke gibt es eine Tankstelle.« Wir verstehen B ganz automatisch so, dass er damit zu verstehen gibt, dass sich A an dieser Tankstelle mit Benzin versorgen kann. Aber explizit gesagt hat er das nun nicht (wenn sich herausstellt, dass B gewusst hat, dass die Tankstelle aus Benzinmangel nicht geöffnet ist, so hat er A irre geführt, ohne A angelogen zu haben)! Dass sich A an der Tankstelle mit Benzin versorgen kann, ist eine konversationelle Implikatur, zu der man nur durch die Kenntnis der spezifischen Situation gelangt, in der die Äußerung getan wurde.

6.3.2 Kooperationsprinzip und Konversationsmaximen

Der englische Philosoph Paul Grice (1913–1988) hat sich als erster intensiv mit dem Phänomen der Implikaturen auseinander gesetzt. Berühmt geworden ist seine Vorlesung *Logic and Conversation*, die er 1967 an der Harvard-Universität gehalten hat (Grice 1989). Darin entwickelt er die Auffassung, dass wir das Phänomen der kon-

versationellen Implikaturen erklären können, wenn wir Kommunikation als eine Form von zielgerichtetem, kooperativem und rationalem Handeln betrachten, als eine Form von Handeln, bei dem die beteiligten Personen gewissen rationalen Prinzipien und Maximen folgen.

Ein Gespräch kann man nach Grice als eine Form von kooperativem Handeln betrachten. Bei einer Kooperation wirken zwei oder mehr Individuen zusammen, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen, indem sie ihre Handlungen nach diesem Ziel ausrichten. Das gemeinsame Ziel ist sozusagen die Richtschnur für das Verhalten der Individuen. Sie sind kooperativ, wenn sie mit ihrem Verhalten zum Erreichen des Ziels beitragen, unkooperativ, wenn ihr Verhalten dem Erreichen des Ziels abträglich ist. Für kooperatives Handeln gilt demnach folgendes Prinzip: Verhalte dich so, dass es dem Erreichen des gemeinsamen Ziels dient. Für die Kommunikation geht Grice von dem folgenden speziellen Kooperationsprinzip (KP) aus:

Gestalte deinen Gesprächsbeitrag genau so, wie es der Punkt des Gesprächs, an dem er erfolgt, erfordert, wobei das, was erforderlich ist, bestimmt ist durch den Zweck oder die Richtung des Gesprächs, an dem du teilnst! (Grice 1989, 26; Übersetzung nach Meibauer 2001, 24)

Dieses sehr allgemein gehaltene Prinzip ergänzt Grice durch eine Reihe von Maximen, Konversationsmaximen genannt (ebd., 26–30). Da ist zuerst die Qualität des Gesprächsbeitrags, die die Wahrhaftigkeit betrifft. Es gibt eine Obermaxime und zwei Untermaximen:

- Obermaxime: Versuche einen wahren Gesprächsbeitrag zu machen!
1. Sage nichts, was du für falsch hältst!
 2. Sage nichts, wofür du keine adäquaten Evidenzen hast!

Die Obermaxime und die erste Untermaxime habe ich verletzt, wenn ich einem Ortsunkundigen auf seine Frage nach dem Bahnhof den Weg zum Schwimmbad schildere und diesen Weg in voller Absicht und wahrheitswidrig als den Weg zum Bahnhof ausgebe. Eine glatte Lüge meinerseits also! Die Obermaxime und die zweite Untermaxime habe ich verletzt, wenn ich den Weg zum Bahnhof nicht so genau kenne, dem Frager aber einen Weg angebe und ihn nicht davon in Kenntnis setze, dass ich mir da nicht so sicher bin.

Man beachte, dass man nicht gegen die Maximen der Qualität verstossen hat, wenn man im besten Wissen und Gewissen etwas gesagt hat, was sich (später) als falsch herausstellt, wenn man sich also geirrt hat. Qualität fordert nicht von uns: »Sage nur Wahres!«, sondern: »Versuche nur Wahres zu sagen!«

Da sind weiterhin die Maximen der Quantität, die das ›Quantum‹ an Information betreffen, das man durch seinen Gesprächsbeitrag bereitstellt:

1. Mache deinen Beitrag so informativ wie erforderlich!
2. Mache deinen Beitrag nicht informativer als erforderlich!

Wenn mich jemand fragt *Wie komme ich zum Bahnhof?* und ich ihm antworte *In dem Sie zum Bahnhof laufen*, so habe ich zwar die Information geliefert, dass man zum Bahnhof laufen kann, aber nicht den Weg angegeben, auf dem man zum Bahnhof gelangen kann. Doch diese Information wäre in dieser Situation erforderlich gewesen, um sich kooperativ zu verhalten. Also habe ich die erste Maxime der Quantität verletzt. Wenn ich nun aber umgekehrt dem Ortsunkundigen nicht nur den

genauen Weg schildere, indem ich ihm die am Weg liegenden markanten Gebäude und Plätze prägnant beschreibe, sondern auch noch bei den einzelnen Bauten den Architekturstil mit seinen Besonderheiten erkläre, so liefere ich zu viel Information als Reaktion auf eine einfache Frage nach dem Weg zum Bahnhof – ich habe die zweite Maxime der Quantität verletzt. Die beiden Quantitätsmaximen zusammen stellen sicher, dass man genau so viel an Information beiträgt, wie erforderlich ist.

Was genau in einer Gesprächssituation an Information erforderlich ist und was nicht, ist wohl kaum präzise anzugeben, zumal verschiedene Leute in ein und derselben Gesprächssituation durchaus Unterschiedliches für erforderlich halten und respektbare Gründe dafür ins Feld führen können: „Erforderlich“ ist ein vager Begriff, doch deswegen ganz und gar kein unnützer Begriff. In vielen Fällen können wir sehr sicher beurteilen, ob die erforderliche Information geliefert wurde und ob gegebenenfalls mehr als die erforderliche Information geliefert wurde.

Relevant soll ein kooperativer Gesprächsbeitrag natürlich auch sein – Grice spricht hier von der **Maxime der Relation** (er lehnt sich in der Wahl seiner Termini an die Termini der Urteils- und Kategorientafel von Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* an, womit er wohl andeuten will, dass seine Maximen so wie die Kategorien und Urteilsformen Kants für die Rationalität von grundlegender Bedeutung sind).

Maxime der Relation: Sei relevant!

Gegen diese Maxime würde ich verstossen, wenn ich dem Ortsunkundigen auf dessen Frage nach dem Bahnhof mit der Mitteilung der neuesten Börsenkurse antworte – diese sind für das Ziel des Gesprächs nicht relevant.

Schließlich gibt es noch ein Paket von Maximen, die Grice **Maximen der Art und Weise** („maxims of manner“) nennt:

Obermaxime: Drücke dich deutlich aus!

1. Vermeide ungeläufige Ausdrücke!
2. Vermeide Ambiguitäten!
3. Fasse dich kurz! (Vermeide unnötige Weitschweifigkeit!)
4. Gehe geordnet vor!

Gegen die Obermaxime und die vierte Untermaxime würde ich verstossen, wenn ich bei meiner Schilderung des Weges zum Bahnhof die einzelnen Stationen nicht eine nach der anderen beschreiben, sondern vor- oder zurückzuspringen würde.

Versucht man diese Maximen in einem Satz prägnant zusammenzufassen, so könnte man sagen: Willst du ein Gespräch rational führen, so sei aufrichtig, drücke dich deutlich aus und liefere hinreichende und relevante Information!

Nun ist sich Grice völlig darüber im Klaren, dass diese Maximen häufig verletzt werden: Wir fühlen uns manchmal gezwungen zu lügen, wir sind oft weitschweifig oder drücken uns nicht klar aus. Doch widerlegt dies die Maximen nicht, da es sich bei ihnen nicht um deskriptive Generalisierungen handelt, sondern um normative Prinzipien und Maximen, genauer: um Rationalitätsstandards. Nicht nur ist sich Grice darüber im Klaren, dass die Konversationsmaximen häufig verletzt werden, er hat auch erkannt, dass wir Konversationsmaximen hin und wieder gezielt verletzen, um dadurch bestimmte Effekte zu erzielen, genauer, um dadurch bestimmte Implikaturen auszulösen. Dazu gleich mehr. Es ist auch zu beachten, dass Rationalität („Willst du ein Gespräch *rational* führen ...“) nur eine unter mehreren Dimensionen (soziale, ethische, ästhetische ...) ist, die Gespräche aufweisen können.

Wie wendet man diesen Apparat aus Kooperationsprinzip und Konversationsmaximen jetzt an? Kommen wir zurück auf das Benzin-Beispiel:

- (6) A: Mir ist das Benzin ausgegangen.
 B: Gleich um die Ecke gibt es eine Tankstelle.
 +> An dieser Tankstelle kann sich A mit Benzin versorgen.

B legt mit seiner Äußerung ganz offensichtlich nahe, dass sich A an dieser Tankstelle mit Benzin versorgen kann. Es sieht alles danach aus, dass B kooperativ ist und auf die Notlage von A hilfreich reagiert. Nun ist seine Äußerung aber nur dann relevant in Bezug auf die Notlage von A, wenn sich A an der Tankstelle mit Benzin versorgen kann. B tut nichts, was dieser Überlegung widersprechen würde. Also kann man sagen, dass auf der Grundlage der Maxime der Relation die Äußerung von B in dem gegebenen Kontext zu der Implikatur führt, dass sich der Adressat der Äußerung an dieser Tankstelle mit Benzin versorgen kann.

Nach Grice kann man ein Schema für einen **Schlussprozess** ausfindig machen, wie der Adressat einer Äußerung eine Implikatur erschließen kann (vgl. die Eigenschaft der Kalkulierbarkeit unten). Betrachten wir dazu nochmals das Benzin-Beispiel:

- (7) B hat gesagt, dass gleich um die Ecke eine Tankstelle ist. Allem Anschein nach verhält sich B kooperativ. Doch nur wenn B denkt, dass ich mich dort mit Benzin versorgen kann, folgt er der Maxime der Relation. Nun weiß B (und ich weiß, dass er weiß), dass ich erkennen kann, dass die Annahme, dass er denkt, dass ich mich dort mit Benzin versorgen kann, erforderlich ist, damit seine Äußerung kooperativ war. B hat nichts getan, um mich davon abzuhalten, zu glauben, dass ich mich dort mit Benzin versorgen kann. B beabsichtigt offensichtlich, dass ich glaube, dass ich mich dort mit Benzin versorgen kann. Folglich „impliziert“ B konversationell, dass ich mich dort mit Benzin versorgen kann.

(„Implikatieren“ ist die Übersetzung des Terminus, den Grice geprägt hat für das, was bisher einfach „Nahelegen“ genannt wurde.) Das allgemeine Schema sieht wie folgt aus:

- (8) Schema für die Erschließung einer konversationellen Implikatur (durch den Adressaten)
 i B hat gesagt, dass p.
 ii Man kann annehmen, dass B die Maximen oder zumindest doch das KP beachtet.
 iii Nur wenn B denkt, dass q, folgt er den Maximen bzw. dem KP.
 iv B weiß (und ich weiß, dass er weiß, dass er weiß), dass ich erkennen kann, dass die Annahme, dass er denkt, dass q, erforderlich ist, wenn er das KP beachten will.
 v B hat nichts getan, um mich davon abzuhalten, zu glauben, dass q.
 vi B beabsichtigt, dass ich glaube, dass q.
 vii Also impliziert B konversationell, dass q.

Schauen wir uns nun ein neues Beispiel an:

- (9) A: Wie erging es Harry gestern vor Gericht?
 B: Nun, er hat eine Geldstrafe bekommen.

Aus der Antwort von B werden wir in aller Regel schließen, dass Harry keine Haftstrafe bekommen hat. Vielleicht werden wir uns noch kurz vergewissern: „Das heißt also, er hat keine Haftstrafe bekommen.“ Wie kommt es nun zu der Implikatur, dass Harry keine Haftstrafe bekommen hat? Intuitiv würde man sagen, wenn Harry zu-

sätzlich zu der Geldstrafe auch noch eine Haftstrafe bekommen hätte, so hätte B dies auch sagen müssen – ansonsten hätte er einen irre geführt. Daraus, dass er nicht mehr gesagt hat als das, was er gesagt hat, leiten wir unsere Schlussfolgerung ab. Hier ist offensichtlich eine Maxime der Quantität im Spiel, und zwar die erste (»Mache deinen Beitrag so informativ wie erforderlich!«). Im Zusammenspiel mit der Annahme, dass B den Maximen der Qualität folgt, werde ich schließen, dass er alles das gesagt hat, was erforderlich ist und von B für wahr gehalten wird. Aufgrund der Maximen der Qualität und der Quantität führt die Äußerung von B in diesem Kontext also zu der Implikatur, dass Harry keine Haftstrafe bekommen hat.

Kommen wir auf das Beispiel mit der Fakultätssitzung zurück:

- (10) A: Wann findet die nächste Fakultätssitzung statt?
B: Ich glaube, dass in der nächsten Woche eine Fakultätssitzung stattfindet.

Wie kommt es zu der Implikatur, dass sich B seiner Sache nicht so sicher ist? A kann und wird in aller Regel aus der Äußerung von B den Schluss ziehen, dass B sich seiner Sache nicht ganz sicher ist, denn, wäre er sich seiner Sache sicher, dann hätte er sich nicht so vorsichtig ausgedrückt, indem er sagte *Ich glaube*. Genau diese intuitiv ganz plausible Erklärung ist es, die Grice versucht, präzise zu machen. Und zwar folgendermaßen. Durch die Frage von A ist die Richtung des Gesprächs vorgegeben, einem Gespräch, das dem Informationsaustausch dient. Es wird eine Antwort erbeten. Es herrscht in diesem Punkt Einvernehmen, insofern B die Frage als statthaft akzeptiert und nicht etwa brüsk reagiert mit *Was fragst du mich das?* A wird erst einmal davon ausgehen, dass sich B mit seiner Antwort kooperativ verhält. In der Tat sind die Maximen der Art und Weise ja erfüllt und auch der Maxime der Relation ist Genüge geleistet. Jedoch ist A klar, dass B nicht die Information liefert, die erforderlich ist – B sagt ja nicht, wann die Fakultätssitzung stattfindet. Also verletzt B die erste Maxime der Quantität. Wenn B aber trotzdem kooperativ ist, muss er einen rationalen Grund gehabt haben, eine Formulierung zu wählen, die eine Maxime verletzt. Der Grund kann mit Blick auf die Konversationsmaximen nur darin liegen, dass er die Maximen der Qualität einhalten wollte, also insbesondere nichts sagen wollte, wofür er keine adäquaten Evidenzen hat. Kurz: Wenn B kooperativ ist, dann hat er sich so verhalten, wie er sich verhalten hat, weil er sich nicht sicher ist, wann die nächste Sitzung stattfindet. So lässt sich also mit dem Kooperationsprinzip und den Konversationsmaximen die Implikatur ableiten, dass B nicht weiß oder sich nicht sicher ist, wann die nächste Sitzung stattfindet.

Nach demselben Strickmuster kann man à la Grice auch das Entstehen der Implikatur in (11) erklären.

- (11) An dieser Universität kommen einige Professoren vorbereitet in ihre Seminare.
+> An dieser Universität kommen nicht alle Professoren vorbereitet in ihre Seminare.

Der alles entscheidende Punkt ist wieder, dass der Adressat weiß, dass es informativer gewesen wäre (der Adressat wüsste genauer Bescheid, wie es mit dem Arbeitseifer der Professorenschaft steht), wenn Eduard gesagt hätte: »An dieser Universität kommen *alle* Professoren vorbereitet in ihre Seminare.« Wenn er kooperativ ist, dann hat er dies nicht gesagt, weil er die Qualitätsmaxime nicht verletzen wollte. Also implikiert er, dass nicht alle vorbereitet sind bzw. dass er sich nicht sicher ist, ob alle vorbereitet sind.

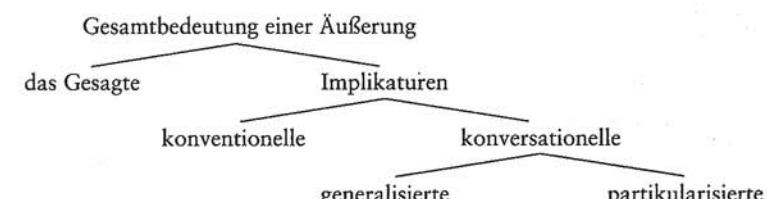
Vorerst letztes Beispiel: Wenn die Eltern mit den Kindern beim Einkaufen sind, der eine Elternteil vorschlägt, noch etwas zum Naschen für die Kinder mitzunehmen, und der andere Elternteil antwortet: »Aber nicht ‚Eis‘!«, dann verstößt er gegen die Ober- und die erste Untermaxime der Art und Weise. Er implikiert aber damit, dass, wenn die Kinder das Wort *Eis* hören, sie nichts anderes als Eis wollen.

Aufgabe 1:

- Aufgrund welcher Maxime wird durch die Äußerung *Heute, 27. März, ist der Kapitän nicht betrunken* die Implikatur »Der Kapitän ist meistens betrunken« hervorgerufen?
- Stellen Sie detailliert dar, aufgrund welcher Maximen es bei unserem Ausgangsbeispiel – Eduard antwortet auf die Frage nach seinem Namen mit *Ich glaube, Eduard* – zu der Implikatur kommt, dass sich Eduard nicht sicher ist, wie er heißt.
- Aufgrund welcher Maximen kommt es bei den folgenden Antworten zu welchen Implikaturen? (i) A: *Wo ist Sabine?* B: *Ich habe sie heute noch nicht gesehen.*
(ii) A: *Wie viele Eigentore hast du geschossen?* B: *Ich habe ein Eigentor geschossen.* (iii) A und B sind zusammen am Arbeiten. A: *Kann ich die Leiter haben?* B: *Ich brauche sie nicht.*

6.3.3 Arten von Implikaturen

Das, was ein Sprecher mit einer Äußerung alles ausdrücken kann, teilt Grice in das, was »gesagt« wird, und das, was »impliziert« wird. Das Gesagte ist der Teil der Gesamtbedeutung der Äußerung, der für die Wahrheit oder Falschheit eines Satzes einschlägig ist. Das umfasst einen Großteil der konventionellen Bedeutung der verwendeten Ausdrücke, aber auch den referentiellen Gehalt der Äußerung, also das, worauf referiert wird – inklusive der Interpretation deiktischer Ausdrücke. Bei den Implikaturen scheidet Grice die konversationellen Implikaturen von den konventionellen Implikaturen (die wir bisher noch nicht behandelt haben) und spaltet die konversationellen in die partikularisierten und generalisierten konversationellen Implikaturen auf.



Eine konventionelle Implikatur liegt nach Grice in dem folgenden Beispiel vor: *Sie ist Engländerin – folglich trinkt sie am liebsten deutschen Wein*. Jemand, der diese Äußerung macht, tut damit kund, dass er der Ansicht ist, dass bei der betreffenden Person das Trinken von deutschem Wein eine Konsequenz davon ist, dass sie Engländerin ist. Dass er dies kundtut, ergibt sich aus der konventionellen Bedeutung des Wörtchens *folglich*. Doch würde man – so Grice – die Äußerung nicht falsch nennen können, wenn der besagte Zusammenhang zwischen deutschen-Wein-Trinken und Engländerin-Sein nicht besteht, die betreffende Person aber gleichwohl Engländerin

ist und am liebsten deutschen Wein trinkt. Das heißt, es wäre merkwürdig, auf die obige Äußerung mit *Falsch!* zu reagieren, wenn man glaubte, dass die betreffende Person eine Engländerin ist, die am liebsten deutschen Wein trinkt, und man nur zu verstehen geben wollte, dass man keinen Zusammenhang sähe zwischen deutschen-Wein-Trinken und Engländerin-Sein. Also »sagt« jemand, der die obige Äußerung tut, nicht, dass ein solcher Zusammenhang besteht, er »impliziert« ihn. Da die Implikatur durch die konventionelle Bedeutung eines Wortes induziert wird, handelt es sich um eine konventionelle und nicht um eine konversationelle Implikatur. Über die Frage, was konventionelle Implikaturen genau sind und ob es sie überhaupt gibt, wird viel debattiert (vgl. u. a. Levinson 2000a, 139 ff.; Bach 1999, Potts 2005).

Bei den konversationellen Implikaturen kommen – im Unterschied zu den konventionellen – das KP und die Konversationsmaximen ins Spiel. Fast alle bisher betrachteten Implikaturen waren Konversationsimplikaturen. Diese unterscheiden sich nach Grice dadurch, wie sie entstehen. Konversationsimplikaturen können entstehen

- wenn die Maximen beachtet werden,
- wenn zwei Maximen in Widerstreit liegen oder
- wenn Maximen »ausgebeutet« werden, d. h. ganz ostentativ missachtet werden, um auf indirekte Weise etwas ganz Bestimmtes zu verstehen zu geben.

Das Tankstellen-Beispiel (6) und das Maat-Beispiel sind Beispiele dafür, wie eine Implikatur dadurch entsteht, dass der Adressat annimmt, dass die Maximen beachtet werden. Das Fakultätsbeispiel (10) ist ein Beispiel dafür, wie eine Implikatur entsteht dadurch, dass zwei Maximen – die erste Maxime der Quantität (Mache deinen Beitrag so informativ wie erforderlich!) und die zweite Untermaxime der Qualität (Sage nichts, wofür du keine adäquaten Evidenzen hast!) – im Widerstreit liegen. A wird annehmen, dass B so informativ gewesen ist, wie er kann, ohne unaufrichtig zu sein – also nicht genau weiß, wann die nächste Fakultätssitzung stattfinden wird. Am Ausgang des Widerstreits sieht man übrigens, dass die Qualitätsmaxime stärker gewichtet wird als die Quantitätsmaxime, denn B hat sich in diesem Widerstreit für die Befolgung der Qualitäts- und die Verletzung der Quantitätsmaxime entschieden.

Ostentativ verletzt wird die Maxime der Quantität, wenn ein Professor an eine Auswahlkommission ein Gutachten über eine seiner (deutschen) Doktorandinnen schreibt, das den folgenden Inhalt hat: »Sehr geehrte Damen und Herren, Frau X schreibt ein fehlerloses Deutsch und kam immer pünktlich in meine Sprechstunde. Ihr Y.« Hier ist in offensichtlicher Weise die erste Maxime der Quantität verletzt worden mit der Absicht, der Kommission zu verstehen zu geben, dass die Bewerberin ungeeignet ist, d. h. der Professor beutet die erste Maxime der Quantität aus, um bei den Adressaten eine bestimmte Implikatur hervorzurufen. Betrachtet man nur das, was der Professor »gesagt« hat, so sieht es aus, als wenn er unkooperativ wäre – man erwartet von ihm eine Einschätzung der Kandidatin in Bezug auf die Eigenschaften, die für die Auswahl der Kommission relevant sind; doch auf der Ebene dessen, was der Professor konversationell impliziert, ist er voll kooperativ: Er gibt eine Bewertung der Kandidatin ab.

In Arbeitszeugnissen wird von der Möglichkeit der Maximenausbeutung oft in weniger drastischer Art und Weise Gebrauch gemacht: Werden Fähigkeiten einer Person, die für ihren Beruf einschlägig sind, im Zeugnis nicht thematisiert, so wird ein Leser des Zeugnisses, etwa ein Personalchef, daraus den Schluss ziehen, dass die

Person diese Fähigkeiten nur sehr schlecht beherrscht – er wird dies also als Ausbeutung der ersten Quantitätsmaxime durch den Verfasser des Zeugnisses deuten. Auch kann in Arbeitszeugnissen der Umstand, dass das Verhalten zu den Kollegen, aber nicht zu den Vorgesetzten thematisiert wird, oder der Umstand, dass ein Passus fehlt, in dem das Bedauern über das Ausscheiden des Mitarbeiters ausgedrückt wird, entsprechend gedeutet werden.

Auch bei Ironie und Metapher werden nach Grice Maximen verletzt – nämlich die erste Maxime der Qualität. Nehmen wir an, X hat geheime Unterlagen von A, den er gut kannte, an die Konkurrenz verraten und A und B wissen das. Wenn nun A zu B sagt *X ist ein feiner Freund!*, dann ist B klar, dass A mit dieser Äußerung nicht der ersten Maxime der Qualität (Sage nichts, was du für falsch hältst!) folgt und dies aber auch nicht vortäuschen will, sondern B zu einer Implikatur veranlassen möchte. Es liegt nahe, dass A das Gegenteil dessen impliziert, was er gesagt hat. Auch eine Äußerung von Eduard Ottlie gegenüber wie *Du bist das Sahnehäubchen auf meinem Kaffee* kann die Adressatin unmöglich wörtlich als eine Aussage verstehen, bei der Eduard der ersten Untermaxime der Qualität Genüge tun will. Sie wird also nach etwas anderem suchen, was er mit seiner Äußerung gemeint haben könnte, nach Eigenschaften, die Eduard ihr qua Implikatur zuschreibt.

Bei diesen eben behandelten konversationellen Implikaturen handelt es sich um verschiedene Arten von **partikularisierten** konversationellen Implikaturen, da es entscheidend von dem spezifischen Kontext, in dem die Äußerung getan wurde, abhängt, zu welcher Implikatur es kommt. Dies ist bei **generalisierten** konversationellen Implikaturen anders: Hier kommt es schon allein aufgrund des Inhalts dessen, was gesagt wurde, ohne speziellen Kontext zu einer Implikatur, sofern der Sprecher dies nicht irgendwie verhindert.

Mit generalisierten Konversationsimplikaturen haben wir es zu tun in dem Fakultätsbeispiel (10) sowie dem Professorenbeispiel (11). Da bei der Ableitung der Implikatur in diesen Fällen die (erste) Quantitätsmaxime eine wichtige Rolle spielt, spricht man auch von Quantitätsimplikaturen, genauer: von »skalaren Quantitätsimplikaturen« (vgl. Levinson 2000a, § 3.2.4). Eine andere Art von generalisierten Quantitätsimplikaturen sind die »klausalen Quantitätsimplikaturen« (ebd.). Äußert jemand *Wenn sie ihren Streit vor Gericht austragen, wird die Sache teuer*, dann werden wir ihn im Normalfall so interpretieren, dass er zu verstehen gibt, dass die mit *sie* gemeinten Leute ihren Streit möglicherweise vor Gericht austragen, möglicherweise aber auch nicht, und dass er weiterhin zu verstehen gibt, dass die Sache möglicherweise teuer wird, möglicherweise aber auch nicht (es ergeben sich also vier Implikaturen).

Konversationelle Implikaturen haben typischerweise die folgenden Eigenschaften (vgl. Grice 1989, 39 f.; Levinson 2000a, 125 ff., 132):

1. Konversationelle Implikaturen sind **kalkulierbar**, d. h. auf der Basis des KP und der Maximen erschließbar.
2. Konversationelle Implikaturen sind **annullierbar**, d. h. der Sprecher kann verhindern, dass es zu der Implikatur kommt. Dies kann kontextuell geschehen (es ergibt sich aus dem Äußerungskontext, dass der Sprecher die Implikatur nicht teilt) oder explizit (*Einige haben gelacht, wenn nicht sogar alle; Einige haben gelacht, womit ich nicht sagen will, dass nicht alle gelacht haben*).
3. Konversationelle Implikaturen sind **inhaltsbasiert** (oder, wie Grice sagt, »nicht abtrennbar«), d. h. sie ergeben sich nicht aus der speziellen Wortwahl, sondern

- aus dem Inhalt dessen, was gesagt wurde: Bei jeder anderen Art, mehr oder weniger denselben Inhalt auszudrücken, kommt es auch zu der Implikatur. (Dies gilt natürlich nicht für die Implikaturen, die auf der Basis der Maxime der Art und Weise entstehen.) So kommt es in *Ich glaube, dass in der nächsten Woche eine Fakultätssitzung stattfindet* auch dann zu der Implikatur, dass sich der Sprecher nicht sicher ist, wenn *ich glaube* ersetzt wird z. B. durch *ich denke* oder *mir scheint*.
4. Konversationelle Implikaturen sind nicht konventionell, sondern setzen an dem an, was konventionell ausgedrückt wird, genauer: an dem, was »gesagt« wird.
 5. Konversationelle Implikaturen sind nicht eindeutig, da es gegebenenfalls mehrere Möglichkeiten geben kann, wie man das, was »gesagt« wurde, in Einklang bringen kann mit dem KP (dies bezieht sich darauf, dass es in Schema (8) mehrere Kandidaten geben kann für das, was in (iii) »q« ist).
 6. Konversationelle Implikaturen sind bekräftigbar, da sie sich unproblematisch explizit machen lassen, ohne dass es zu einer störenden Redundanz kommen würde (Beispiel: *Ein paar Studentenvertreter haben dagegen gestimmt. Aber nicht alle.*).
 7. Konversationelle Implikaturen sind universal, d. h. sie sollten im Prinzip in allen Sprachen in gleicher Weise auftreten – das KP und die Maximen sind ja als Rationalitätsstandards gedacht und somit nicht einzelsprachlicher Natur.

Aufgabe 2: Gehen Sie die Beispielsätze von Aufgabe 1 einzeln durch und (i) erläutern Sie, ob es sich um partikularisierte oder generalisierte Konversationsimplikaturen handelt, und (ii) zeigen Sie, dass die Implikaturen die eben erläuterten Eigenschaften 1, 2, 3 und 6 aufweisen.

6.3.4 Was auf Grice folgte

Die Vorlesung *Logic and Conversation* von Grice hat Furore gemacht und ist schnell ein moderner Klassiker geworden. Sein Ansatz wurde und wird kontrovers diskutiert, viele Probleme sind entdeckt, Weiterentwicklungen und Alternativansätze vorgeschlagen worden. In dieser Diskussion ist klar geworden, dass vor allem ein Aspekt der Theorie von Grice nicht aufrecht erhalten werden kann – und zwar das **Verhältnis von Semantik und Pragmatik**, das die Theorie der Konversationsimplikaturen nahelegt: Erst wird das, was mit einer Äußerung »gesagt« wird, durch Semantik (und deiktische Pragmatik) bestimmt, dann werden auf dieser Grundlage mit Hilfe des Kooperationsprinzips und der Konversationsmaximen konversationelle Implikaturen abgeleitet. Diese Auffassung von der Arbeitsteilung zwischen Semantik und Pragmatik muss revidiert werden. Pragmatische Schlüsse spielen eine viel größere Rolle bei der Bestimmung des Gesagten (bzw. der Proposition, die ein Satz ausdrückt), als die Grice'sche Auffassung dies nahe legt. Betrachten wir dazu den folgenden Satz:

(12) Goethe drückte auf den Knopf und die Kaffeemaschine begann zu laufen.

Diesen Satz verstehen wir spontan so, dass mit *den Knopf* der Knopf der Kaffeemaschine gemeint ist. Aber die Semantik alleine kann uns dieses Ergebnis nicht liefern. Die Semantik sagt uns, dass *Knopf* mehrere Bedeutungen haben kann – Knopf an einem Kleidungsstück, Knopf an einem Gerät etc., aber sie sagt uns nicht, in welcher Bedeutung dieses Substantiv hier verwendet wird. Aus dem Kontext müssen wir er-

schließen, wie das Wort gemeint ist. Auch bei *läuft* muss ein solcher Desambiguierungsprozess abgelaufen sein, da wir das Wort hier nicht im Sinne von »sich mit den Füßen fortbewegen« verstehen. Weiterhin sagt uns die Semantik nur, dass *den Knopf* ein Ausdruck ist, mit dem auf ein bestimmtes Ding Bezug genommen werden kann, sie sagt uns aber natürlich nicht, welches Ding dies ist. Dies muss wieder aus dem Kontext erschlossen werden. Und dies heißt nichts anderes, als dass dazu pragmatische Prinzipien herangezogen werden müssen. Auf solche Prinzipien muss auch zurückgegriffen werden, um herauszufinden, was mit vagen Ausdrücken genau gemeint ist, zum Beispiel mit *hier* in *Hier fühle ich mich wohl*, wo *hier* bedeuten kann »hier in diesem Zimmer«, »hier in diesem Haus«, »hier in dieser Stadt« etc. Erst durch eine bestimmte »Anreicherung« kommt man zu dem, was genau mit *hier* in dem Satz gemeint ist. Als eine andere Form der Anreicherung lässt sich ein Aspekt der Interpretation von (12) verstehen, der sich zwar spontan einstellt, aber auch auf einem Schlussprozess beruhen muss, nämlich der Umstand, dass der Satz so verstanden wird, dass die Kaffeemaschine »in Folge des Knopfdrucks« zu laufen begann (dass (12) so verstanden werden kann, ist übrigens nach der Theorie von Grice nicht zu erwarten – siehe Levinson 2000a, 159).

Damit können wir den entscheidenden Punkt benennen. Erst wenn Desambiguierung, Referenzbestimmung und Anreicherung erfolgt sind, steht das Gesagte, steht die Proposition, die der Satz ausdrückt, fest (dieser Gehalt wird in der Relevanztheorie (s.u.) Explikatur genannt). Und das heißt: Zur Bestimmung des propositionalen Gehalts einer Äußerung muss die Pragmatik mit herangezogen werden. Die Arbeitsteilung »erst Semantik, dann Pragmatik« ist demnach nicht zu halten.

Wie das Verhältnis von Semantik und Pragmatik genau aussieht, darüber wird in letzter Zeit viel und heftig debattiert (siehe u.a. Bianchi 2004, Szabó 2005). Unstrittig ist, dass man zur Erklärung von Implikaturen weitere Prinzipien hinzuziehen muss – insbesondere Prinzipien der Höflichkeit (vgl. Leech 1983, Brown/Levinson 1989). Keine Einigkeit herrscht darüber, wie weit man die Theorie von Grice modifizieren muss. Das Spektrum reicht von relativ konservativen Modifikationen (vgl. etwa Gazdar 1979 oder Matsumoto 1995) bis zur totalen Ablehnung. Zwei Schulen sind heute vor allem prominent. Da sind zum einen die Neogriceaner, die versuchen, Implikaturen aus dem Zusammenspiel von zwei bis drei aufeinander bezogenen Prinzipien zu erklären, die teilweise noch Ähnlichkeiten mit den Grice'schen Konversationsmaximen haben (vgl. Horn 1984, Levinson 2000b). Die andere Schule ist die Relevanztheorie, die die Theorie von Grice vollständig verwirft und versucht, mit nur einem Prinzip – dem Relevanzprinzip – auszukommen. Dieses Relevanzprinzip hat allerdings einen ganz anderen Gehalt als die Maxime der Relation bei Grice, weil unter Relevanz ein allgemeines kognitives Prinzip der Informationsverarbeitung verstanden wird (vgl. Saul 2002). Die klassische Arbeit zur Relevanztheorie ist Sperber/Wilson (1995) – siehe auch Sperber/Wilson (1987). Eine gute Einführung bietet Blakemore (1992); in Wilson/Sperber (2004) und Carston (2004) kann man sich über den neuesten Stand der Theoriebildung informieren.

Wie viel an ihm auch immer auszusetzen ist (die derzeit wohl radikalste und umfassendste Kritik an Grice findet sich in Davis 1998), selbst die schärfsten Kritiker stellen nicht in Frage, dass es die bleibende Leistung von Grice ist, den Bereich der Implikaturen für die Sprachtheorie entdeckt zu haben. Und als Einstieg in diesen Bereich ist eine Kenntnis der Theorie von Grice immer noch unumgänglich.

6.4 Präspositionen

6.4.1 Was sind Präspositionen?

Wenn Eduard die Feststellung macht, dass der Staatspräsident von Madagaskar ein Sozialist ist, so dürfen wir davon ausgehen, dass Eduard annimmt, dass Madagaskar einen Staatspräsidenten hat. Seine Feststellung wäre in gewissem Sinne unverständlich (sie wäre – in der Redeweise von Kap. 6.5.1 – »verunglückt«), wenn er dies nicht annehmen würde. Das gleiche gilt für den Fall, dass Eduard fragt, ob der Staatspräsident von Madagaskar ein Sozialist ist. Wenn Ottilie Eduards Feststellung widerspricht, indem sie sagt, dass es nicht der Fall ist, dass der Staatspräsident von Madagaskar ein Sozialist ist, so dürfen wir davon ausgehen, dass auch Ottilie annimmt, dass Madagaskar einen Staatspräsidenten hat. Auch wenn Ottilie sich nicht so sicher ist und nur sagt, dass es möglich ist, dass der Staatspräsident von Madagaskar ein Sozialist ist, so gehen wir davon aus, dass sie die besagte Annahme macht. Eduard und Ottilie präsupponieren (>>) mit ihren Äußerungen, sie setzen voraus, dass es (genau) einen Staatspräsidenten von Madagaskar gibt.

- (13) a. Der Staatspräsident von Madagaskar ist ein Sozialist.
 b. Ist der Staatspräsident von Madagaskar ein Sozialist?
 c. Es ist nicht der Fall, dass der Staatspräsident von Madagaskar ein Sozialist ist.
 d. Es ist möglich, dass der Staatspräsident von Madagaskar ein Sozialist ist.
 >> Es gibt (genau) einen Staatspräsidenten von Madagaskar.

Diese Existenzannahme, dass es genau einen Staatspräsidenten von Madagaskar gibt, ist nun interessanterweise keine logische Folgerung aus den Sätzen. Dies sieht man daran, dass eine Existenzannahme, die eine logische Folgerung (bzw. Implikation – s. Kap. 5.2.2) aus einem Satz ist, sich ganz anders verhält. Wenn Ottilie die Mitteilung macht, dass eine Lawinenwarnung durchgegeben worden ist, so gehen wir natürlich davon aus, dass sie annimmt, dass eine Lawinenwarnung vorliegt. Wenn aber Eduard nachfragt, ob (wirklich) eine Lawinenwarnung durchgegeben worden ist, oder er Ottilie widerspricht und sagt, dass es nicht der Fall ist, dass eine Lawinenwarnung durchgegeben worden ist, so gehen wir natürlich nicht davon aus, dass Eduard annimmt, dass eine Lawinenwarnung vorliegt. Wir gehen ebenso wenig davon aus, dass Eduard diese Annahme macht, wenn er sagt *Es ist möglich, dass eine Lawinenwarnung durchgegeben worden ist*.

Der Unterschied zwischen Präspositionen und logischen Folgerungen liegt darin, dass Präspositionen in Fragesätzen und unter Negation und Modalität erhalten bleiben (können), logische Folgerungen jedoch nicht. (Man beachte, dass manche Präspositionstheoretiker (manche) Präspositionen durchaus für logische Folgerungen halten – siehe neuerdings Kadmon 2001, 222.) Dass Präspositionen in Fragesätzen und unter Negation etwa erhalten bleiben können, zeigt, dass sie nicht zu dem gehören, was in einer Frage erfragt und in einer Behauptung negiert wird – sie gehören nicht zum »Gesagten«, nicht zur ausgedrückten Proposition.

Eine Existenzpräsposition liegt auch vor, wenn jemand feststellt *Alle Türen im Schloss waren verschlossen*. Denn damit präsupponiert er, dass es in dem Schloss Türen gibt bzw. gab. Auch wer die Frage stellt *Wer hat dieses Jahr den Nobelpreis für Literatur bekommen?*, macht eine Existenzpräsposition, nämlich dass jemand dieses Jahr den

Nobelpreis für Literatur bekommen hat (vgl. aber Meibauer 2001, 50 f., wo für die Existenzannahme in W-Fragesätzen eine Analyse als konversationelle Implikatur und nicht als Präsposition erwogen wird). Siehe auch Spaltsätze wie *Es war Eduard, der als Erster abreiste*, wo präsupponiert wird, dass jemand als Erster abgereist ist.

Bei allen Präspositionen kann man einen Auslöser (engl. »trigger«) für die Präsposition dingfest machen. In den bisherigen Beispielen war dies der definite Artikel, die Quantitätsangabe *alle* sowie die w-Fragesatz-Konstruktion. Aber auch Verben und Adjektive können Präspositionen auslösen: Wer (14) sagt, geht davon aus, dass die Situation auch wirklich verfahren ist; wer (15) sagt, geht davon aus, dass die Erde rund ist, und wer (16) äußert, geht davon aus, dass der Minister auch wirklich zurückgetreten ist.

- (14) Wir bedauern (/sehen ein, haben vergessen, wissen etc.), dass die Situation (so) verfahren ist.
 >> Die Situation ist verfahren.
- (15) Es ist schrecklich (/schade, bedauerlich, wunderbar etc.), dass die Erde rund ist.
 >> Die Erde ist rund.
- (16) Dass der Minister zurückgetreten ist, beweist, dass er weiß, was sich gehört.
 >> Der Minister ist zurückgetreten.

Es wird präsupponiert, dass der Sachverhalt, der durch einen Objekt- bzw. Subjektsatz ausgedrückt wird, besteht. Hier spricht man von einer faktiven Präsposition. Es gibt auch Verben, die eine nicht-faktive Präsposition auslösen: Mit *Ottilie gibt vor, krank zu sein* wird beispielsweise präsupponiert, dass Ottilie gar nicht krank ist.

Ein anderer Typ von Präsposition – lexikalische Präspositionen – wird von so genannten »implikativen Verben« wie *schaffen* und *vergessen* sowie von »Aspektverben« wie *aufhören* und *beginnen* ausgelöst: Mit *Eduard hat es geschafft, die Tür zu öffnen* wird präsupponiert, dass Eduard versuchte, die Tür zu öffnen, mit *Ottilie hat vergessen, die Tür abzuschließen*, dass Ottilie die Tür abschließen sollte (oder wollte); mit *Ottilie hört mit dem Klavierspielen auf* wird präsupponiert, dass Ottilie schon vorher Klavier gespielt hat, mit *Eduard beginnt Klavier zu spielen*, dass Eduard vorher noch nicht Klavier gespielt hat.

Einen interessanten Fall stellen in diesem Zusammenhang die Gradpartikeln dar, also Ausdrücke wie *nur*, *auch* und *sogar*. Wenn jemand die Feststellung macht *Nur Eduard ist abgereist*, so kann man davon ausgehen, dass er annimmt, dass Eduard abgereist ist. Was für einen Status hat diese Annahme? Gehört sie zu dem, was durch die Feststellung ausgesagt wird? Nein, es scheint sich nicht um eine logische Folgerung zu handeln: Sie bleibt in Fragesätzen (*Ist nur Eduard abgereist?*) und unter Negation (*Es ist nicht der Fall, dass nur Eduard abgereist ist*) und Modalität (*Es ist durchaus möglich, dass nur Eduard abgereist ist*) erhalten! Durch *Nur Eduard ist abgereist* wird »ausgesagt« (d. h. »gesagt« im Sinne von Grice – siehe oben Kap. 6.3.3), dass niemand sonst abgereist ist, dass – im Kontext von Goethes Roman *Wahlverwandtschaften* – Ottilie, Charlotte und der Hauptmann nicht abgereist sind. Dass dies ausgesagt und nicht präsupponiert wird, sieht man etwa daran, dass es durch die Negation des Satzes (*Nicht nur Eduard ist abgereist*) verneint wird.

- (17) Nur Eduard ist abgereist
 Präsposition: Eduard ist abgereist.
 Aussage: Die anderen (also: Ottilie, Charlotte und der Hauptmann) sind nicht abgereist.

Aufgabe 3: Was wird bei (i) *Auch Eduard ist abgereist* und was wird bei (ii) *Sogar Eduard ist abgereist* präsupponiert? Analysieren Sie diese beiden Sätze nach dem Muster von (17). Testen Sie dabei mögliche Präspositionen mit Fragesatzbildung, Negation und Modalität.

6.4.2 Suspendierbarkeit und Projektionsproblem

Wir haben vorhin gesagt, dass durch *Alle Türen im Schloss waren verschlossen* präsupponiert wird, dass es Türen im Schloss gibt bzw. gab. Das gleiche gilt natürlich für *Jede Tür im Schloss war verschlossen*. Anders aber liegt der Fall, wenn wir unser neu eröffnetes Geschäft an mehreren Stellen gut sichtbar mit Schildern versehen, auf denen die Warnung zu lesen ist: *Jeder Diebstahl wird angezeigt*. Hier kann man nicht sagen, dass wir präsupponieren würden, dass es Diebstähle gegeben hat, gibt oder geben wird. Wir wollen durch die Schilder ja gerade verhindern, dass es zu Diebstählen kommt. Die bei jeder möglichen Existenzpräsposition scheint hier aufgehoben, suspendiert zu sein (auf Englisch spricht man von *defeasibility*).

Wissen ist wie *bereuen* ein Verb mit einer faktiven Präsposition: *Sie weiß, dass heute ein Feiertag ist* präsupponiert, dass heute ein Feiertag ist. Wenn man *wissen* durch *glauben* modifiziert, so kann man die faktive Präsposition suspendieren, wie der folgende Beleg aus Reis (1977) zeigt: *Frau im Spiegel glaubt zu wissen, dass Marilyn Monroe im Leben hochgestellter amerikanischer Persönlichkeiten eine größere Rolle spielte*. Bei Negation allerdings ist die faktive Präsposition nicht leicht zu suspendieren. *Sie weiß nicht, dass heute ein Feiertag ist* trägt weiterhin die faktive Präsposition, und *Ich weiß nicht, dass heute ein Feiertag ist* kann man kaum als akzeptablen Satz bezeichnen. Man muss schon das Verb in den Konjunktiv Präteritum setzen, um die Präsposition weg zu bekommen: *Ich wüsste nicht, dass heute ein Feiertag ist*. Aber so völlig verschwunden ist sie nun auch wieder nicht: Die Frage, ob Feiertag ist, muss im Raum stehen, damit die Bemerkung *Ich wüsste nicht, dass heute ein Feiertag ist* angebracht ist. Ähnlich bei *Jeder Diebstahl wird angezeigt*: Die Möglichkeit von Diebstählen muss gegeben sein.

Die Suspendierbarkeit von Präspositionen ist ein wichtiges Phänomen, wenn es darum geht, was eigentlich die Natur von Präspositionen ist – wie eng gehören Präspositionen zur Bedeutung von Ausdrücken, sind sie ein semantisches oder ein pragmatisches Phänomen? Dabei ist es offen, ob eine Präsposition wirklich suspendiert werden kann in dem Sinne, dass keine Präsposition mehr vorhanden ist.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch das Verhalten von Präspositionen in komplexen Satzgefügen. Der Satz *Ottilie Kinder müssen schon erwachsen sein* präsupponiert, dass Ottolie Kinder hat. Doch wenn man diesen Satz in ein Konditionalgefüge einbettet, kann diese Präsposition unter Umständen verschwinden. Mit (18) beispielsweise wird präsupponiert, dass Ottolie Kinder hat, doch präsponiert dies ein Sprecher von (19a,b) klarerweise nicht. (>/> steht für »präsponiert nicht«.)

- (18) Wenn Ottolie wieder an Expeditionen teilnehmen kann, dann müssen ihre Kinder schon erwachsen sein.
 >> Ottolie hat Kinder.

- (19) a. Wenn Ottolie Kinder hat, dann müssen ihre Kinder schon erwachsen sein.
 b. Entweder hat Ottolie keine Kinder oder aber ihre Kinder müssen schon erwachsen sein.
 >/> Ottolie hat Kinder.

Die Fälle in (19) werden so beschrieben, dass die Präsposition des Teilsatzes *Ihre Kinder müssen schon erwachsen sein* nicht zur Präsposition des Gesamtsatzes wird, d. h. sie wird nicht vom Teilsatz auf den Gesamtsatz vererbt. Die Existenzpräsposition, dass Ottolie Kinder hat, ist jedoch nicht wirklich verschwunden, sondern auf den Teilsatz beschränkt, d. h. in (19b) etwa ist es nur in einer der beiden genannten Alternativen der Fall, dass Ottolie Kinder hat. Das Projektionsproblem für Präspositionen besteht darin zu erklären, wie es genau dazu kommt, dass Präspositionen manchmal vererbt werden, manchmal nicht. Auch ohne sich in die schwierigen Details des Projektionsproblems zu versenken, sieht man ganz gut, dass es bei der Vererbung darauf ankommen kann, ob die Präsposition mit anderen Bedeutungselementen des Satzgefüges kompatibel ist oder nicht. In (19) legt der Sprecher nahe (klausale Quantitätsimplikatur – s. Kap. 6.3.3), dass es zwei Möglichkeiten gibt: Ottolie hat Kinder oder sie hat keine Kinder. Zu implikieren, dass es diese zwei Möglichkeiten gibt, und zu präsponieren, dass Ottolie Kinder hat, ist nicht konsistent. Dies könnte der Grund sein, warum die Präsposition nicht vom Teilsatz auf den Gesamtsatz vererbt wird (vgl. Gazdar 1979).

Wir haben gesagt, dass Präspositionen in Frasesätzen und unter Negation und Modalität erhalten bleiben (können). Das »können« ist mit Bedacht hinzugezettzt, denn Präspositionen bleiben unter Negation nicht immer erhalten. Mit einer Äußerung wie *Es kann nicht sein, dass der Staatspräsident von Madagaskar ein Sozialist ist* braucht ein Sprecher nicht die Existenz eines madagassischen Staatspräsidenten zu präsponieren, denn er kann konsistent seine Rede fortsetzen mit *Denn Madagaskar hat gar keinen Staatspräsidenten*.

6.4.3 Präsposition und Implikatur

Wie verhalten sich Präspositionen zu Implikaturen? Wie Implikaturen gehören sie nicht zum »Gesagten«, unterscheiden sich von konversationellen Implikaturen aber sehr deutlich. Eine konversationelle Implikatur einer Äußerung kann nach der Äußerung explizit genannt werden, d. h. sie ist bekräftigbar (s. Kap. 6.3.3): *Ein paar Studentenvertreter haben dagegen gestimmt. Aber nicht alle*. Es ist jedoch kaum möglich, die Präsposition einer Äußerung explizit nach der Äußerung zu nennen: *Nur ein paar Studentenvertreter haben dagegen gestimmt. (Aber) ein paar Studentenvertreter haben dagegen gestimmt*. Der zweite Satz ist die Präsposition des ersten Satzes. Doch die Sequenz erscheint einem nicht akzeptabel – offensichtlich, weil sie redundant ist (siehe auch *Es ist schade, dass die Situation so verfahren ist. Die Situation ist (aber) so verfahren*). Ein zweiter Unterschied zwischen konversationellen Implikaturen und Präspositionen liegt darin, dass nur die erstenen annulliert werden können. In (20) wird die Implikatur, dass nicht alle dagegen gestimmt haben, kontextuell annulliert (+/> steht für »implikiert nicht«):

- (20) a. Ein paar Studentenvertreter haben dagegen gestimmt, vielleicht sogar alle.
 b. Ich weiß nicht, ob alle Studentenvertreter dagegen gestimmt haben, aber ein paar Studentenvertreter haben dagegen gestimmt.
 +/> Nicht alle Studentenvertreter haben dagegen gestimmt.

Der Versuch, eine Präsposition derart zu annullieren, scheitert jedoch. Die entsprechenden Satzsequenzen sind unakzeptabel, da sie zu glatten Widersprüchen führen.

- (21) a. *Nur ein paar Studentenvertreter haben dagegen gestimmt. Es ist aber nicht so, dass ein paar Studentenvertreter dagegen gestimmt haben.
- b. *Es ist nicht so, dass ein paar Studentenvertreter dagegen gestimmt haben. Aber es ist so, dass nur ein paar Studentenvertreter dagegen gestimmt haben.

Präspositionen können demnach keine konversationelle Implikaturen sein (vgl. aber Levinson 2000a, § 4.4.2; Chierchia/McConnell-Ginet 1990, § 6.3; Kadmon 2001, § 11). Manche Leute nehmen an, dass Präspositionen konventionelle Implikaturen sind – doch was konventionelle Implikaturen sind, ist nicht wirklich geklärt (s. Kap. 6.3.3). Man darf sagen, dass die Natur der Präspositionen noch große Rätsel aufwirft.

Zwei Klassiker der Präspositionsthematik sind Strawson (1950) und Stalnaker (1974). Van der Sandt (1988) ist eine, wenn auch jetzt schon ältere, lesenswerte Monographie, die die verschiedenen theoretischen Aspekte der Thematik behandelt. Einen Überblick über das Gebiet und die wichtigsten Probleme bieten Chierchia/McConnell-Ginet (1990, §§ 6.3–6.4), Seuren (1991), Horn (1996), Beaver (1997) und Kadmon (2001, §§ 5–10).

6.5 Sprechakte

6.5.1 Performative Äußerungen

Wir alle kennen den Vorwurf »Du redest nur, aber du tust nichts!«. Hier wird Reden und Handeln gegenüber gestellt, so getan, als wenn man nichts tun würde, wenn man redet. Doch wenn man jemanden mit Worten übel beleidigt, so kann als Reaktion kommen: »Wie konntest du sowas tun?« Jetzt wird Reden als Handlung begriffen. Wie verhält es sich also mit Reden und Handeln?

Dem englischen Philosophen John L. Austin (1911–1960) ist aufgefallen, dass es da eine besondere Klasse von Äußerungen gibt, wo außer Frage steht, dass wir etwas tun, wenn wir diese Äußerungen von uns geben. Hier einige typische Beispiele.

- (22) Die Königin sagt: »Ich taufe dieses Schiff hiermit auf den Namen Lord Nelson.«
- (23) Der Parlamentspräsident sagt: »Ich schließe hiermit die heutige Parlamentssitzung.«
- (24) Ein Casanova sagt zu seiner Frau: »Ich verspreche dir, nie mehr fremd zu gehen.«
- (25) Der Justizminister sagt: »Ich entschuldige mich für die Unverhältnismäßigkeit des Polizeieinsatzes.«
- (26) Die Stewardess sagt: »Sie werden gebeten, jetzt das Rauchen einzustellen.«

Wenn die Umstände stimmen, d. h. die Königin gerade bei einer Schiffstaufe ist, wenn sie es also ist, die das Schiff taufen soll, und alles ordentlich abläuft, dann wird durch die Äußerung der Königin das Schiff getauft. Mit anderen Worten, die Königin hat etwas getan, indem sie die Äußerung gemacht hat, sie hat das Schiff getauft. Ähnlich

in den anderen Beispielen: Wenn der Parlamentspräsident am Ende der Sitzung sagt *Ich schließe hiermit die heutige Parlamentssitzung*, dann hat er damit etwas getan, er hat die Parlamentssitzung geschlossen. Wenn ein Casanova zu seiner Frau sagt *Ich verspreche dir, nie mehr fremd zu gehen*, dann ahnen wir zwar, was davon zu halten ist, aber auf alle Fälle kann man sagen, dass er etwas getan hat, nämlich dass er seiner Frau ein Versprechen gegeben hat.

Nun scheint es sich hier um eine interessante, aber ganz spezielle Art von Äußerungen zu handeln. Schon mehr oder weniger kleine Veränderungen führen dazu, dass es nicht mehr zu der entsprechenden Handlung kommt.

- (22') Die Königin sagt: »Ich werde dieses Schiff auf den Namen Lord Nelson taufen.«
- (23') Der Parlamentspräsident sagt: »Ich könnte die heutige Parlamentssitzung schließen.«
- (24') Ein Casanova sagt zu seiner Frau: »Er hat dir versprochen, nie mehr fremd zu gehen.«
- (25') Der Justizminister sagt: »Ich habe mich doch entschuldigt.«
- (26') Die Stewardess sagt: »Werden Sie gebeten, jetzt das Rauchen einzustellen?«

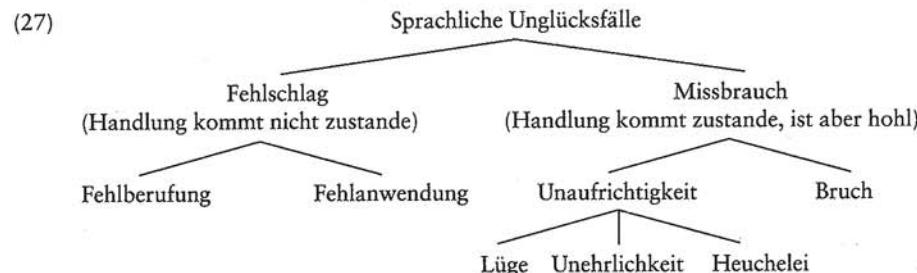
Dadurch, dass man vom Präsens weggeht und ins Futur oder Perfekt wechselt, oder von der 1. Person weggeht, oder dadurch, dass man ein Modalverb einfügt oder aus dem Aussage- einen Fragesatz macht, dadurch kommt es nicht mehr zu der entsprechenden Handlung.

Wir scheinen, wenn wir uns vorerst auf Aussagesätze beschränken, zwei Arten von Äußerungen unterscheiden zu müssen. Performative Äußerungen (kurz: *Performativ*) wie *Ich taufe dieses Schiff hiermit auf den Namen Lord Nelson*, *Ich schließe hiermit die heutige Parlamentssitzung* etc. auf der einen Seite und konstative Äußerungen (kurz: *Konstative*) wie *Das Schiff hieß Lord Nelson*, *Die Parlamentssitzung ist schon vorüber*, *Der Polizeieinsatz war unverhältnismäßig*, *Rauchen schadet der Gesundheit* auf der anderen Seite. Mit performativen Äußerungen sagt man nicht bloß etwas, sondern man tut etwas – sie geben keinen wahren oder falschen Bericht über etwas. Mit konstatischen Äußerungen dagegen sagt man etwas, ohne etwas zu tun – sie geben einen wahren oder falschen Bericht über etwas. Dies ist der Ausgangspunkt der Überlegungen von Austin.

Auch wenn es klar ist, dass man mit performativen Äußerungen etwas tut, so gehört doch zu dem, was man da tut, oft mehr als nur das, dass man bestimmte Worte äußert. So gehört etwa zu einer Schiffstaufe – zumindest wenn die Königin von England sie durchführt – eine mehr oder weniger aufwändige Zeremonie. Und es kann passieren, dass eine performative Äußerung, wenn die Umstände nicht passend sind, schiefgeht bzw. verunglückt.

Austin untersucht ganz penibel, auf welche Art und Weise performativen Äußerungen verunglücken können. In manchen Fällen muss es eine autorisierte Person geben, damit die Äußerung wirklich glücken kann. Wenn die Queen ein Schiff taufen soll, sich aber bei der Zeremonie Boris Becker nach vorne schleicht, eine Flasche Champagner am Schiffsrumph zerstören lässt und ausruft: »Ich taufe dich auf den Namen Babsi«, dann hat er das Schiff nicht auf diesen Namen getauft, da er nicht dazu autorisiert war. Boris' Äußerung ist *fehlgeschlagen*, eine Taufhandlung ist nicht zustande gekommen. Eine andere Weise, wie eine performative Äußerung verunglücken kann, kann man am Versprechen exemplifizieren: Wenn jemand ein Versprechen gibt, es aber gar nicht wirklich einhalten will, dann ist er unehrlich. Hier ist die Handlung – das Versprechen – zustande gekommen anders als im Fall der Schiffstaufe.

fe oben, aber trotzdem ist die Handlung verunglückt, es liegt ein Missbrauch vor. Eine andere Art von Missbrauch liegt vor, wenn jemand ein Versprechen zwar ehrlich gegeben hat, es später aber nicht einhält, dann nämlich hat er das Versprechen gebrochen. Mit der Art und Weise, wie performativen Äußerungen verunglücken können, scheint man einen Bereich vor sich zu haben, der für performativen Äußerungen ganz spezifisch ist und den man etwa wie folgt gliedern kann (die folgende Klassifikation beruht auf Austin 1975 sowie auf der Weiterentwicklung in Falkenberg 1984):



Eine Fehlberufung (und damit ein Fehlschlag) liegt vor in dem obigen Beispiel mit Boris Becker (*Ich taufe dich auf den Namen Babsi*). Mit einer Fehlberufung hat man es auch zu tun, wenn eine entsprechende Konvention nicht existiert. Eine Frau mag sich von ihrem Ehemann trennen wollen, doch kann sie das nicht dadurch tun, dass sie zu ihm – wie oft dies auch geschehen mag – sagt: »Ich scheide mich von dir«. Es gibt bei uns nicht die Konvention, dass das Aussprechen einer Formel wie »Ich scheide mich von dir« unter geeigneten Umständen die Handlung der Scheidung darstellen würde. Eine Fehlanwendung (und damit ein Fehlschlag) liegt vor, wenn eine performativen Äußerung fehlerhaft ausgeführt wurde (wenn z. B. *Ich verspreche mir, nie mehr fremd zu gehen* gesagt wurde anstelle von *Ich verspreche dir, nie mehr fremd zu gehen*) oder wenn sie unvollständig ausgeführt wurde (wenn z. B. bei einer Namenstaufe die Äußerung nur lautete *Ich taufe dich*, aber keine Namensnennung erfolgte).

Was den Missbrauch von performativen Äußerungen angeht, so kommt es zu einem Bruch, wenn Verpflichtungen nicht eingehalten werden, die mit der performativen Äußerung einhergehen (wenn z. B. etwas versprochen wird, dies aber später nicht eingehalten wird). Unaufrichtigkeit liegt vor, wenn die Absichten, Gefühle oder Überzeugungen, die derjenige hat, der eine performativen Äußerung tut, nicht zu der Äußerung passen – wie dies bei Unehrlichkeit (z. B. etwas versprechen, ohne das Versprechen halten zu wollen), Heuchelei (z. B. das Mitgefühl aussprechen, ohne wirklich zu trauern) oder Lüge (etwas behaupten, was man für falsch hält) der Fall ist.

Halt! Was hat die Lüge hier zu suchen? Beim Lügen haben wir es doch klarerweise mit konstativen Äußerungen zu tun! Wir werden in Kürze darauf zurück kommen, ob es ein Fehler war, die Lüge als einen Fall zu betrachten, wie performativen Äußerungen verunglücken können.

6.5.2 Explizite und implizite Performative

Nachdem sich Austin eingehend mit den Eigenschaften von performativen Äußerungen befasst hat, fragt er sich, wie man die Unterscheidung zwischen performativen und konstativen Äußerungen wirklich präzise machen kann. Hier ein erster Versuch:

- i Eine Äußerung ist genau dann performativ, wenn sie ein Verb in der ersten Person Singular (oder: Plural) Indikativ Präsens aufweist, das die Handlung bezeichnet, die mit der Äußerung vollzogen wird. (Es ist ein Charakteristikum von performativen Äußerungen, dass man das Wörtchen *hiermit* in die Äußerung einfügen kann.)

(Erste Person Plural haben wir beispielsweise in *Wir laden euch hiermit zum Essen ein.*) Wenn wir unsere Beispiele der Reihe nach durchgehen, so stellen wir fest, dass dies auf die Beispiele (22) bis (25) zutrifft, nicht aber auf das erste Stewardess-Beispiel (26). Also machen wir einen zweiten Versuch:

- ii Eine Äußerung ist genau dann performativ, wenn sie entweder ein Format wie in (i) hat oder aber eine Passivkonstruktion aufweist, in der das Passivhilfsverb *werden* zweite oder dritte Person Indikativ Präsens ist und das Partizip Passiv die Handlung bezeichnet, die mit der Äußerung vollzogen wird.

Damit hat man jetzt auch das Stewardess-Beispiel *Sie werden gebeten, jetzt das Rennen einzustellen* erfasst: *Werden* ist ein Passivhilfsverb in der dritten Person Plural Indikativ Präsens und *gebeten* ist ein Partizip Passiv, das die Handlung bezeichnet, die mit der Äußerung vollzogen wird, nämlich eine Bitte.

Doch die eigentlichen Probleme kommen erst jetzt. Wenn die Äußerung *Ich bitte dich, das Fenster zuzumachen* eine performativen Äußerung ist, mit der eine Bitte geäußert wird, dann muss auch *Mach doch mal das Fenster zu!* eine performativen Äußerung sein, denn damit wird ebenso eine Bitte geäußert. Diese Äußerung hat aber überhaupt nicht die Form der bisherigen performativen Äußerungen. Also ein neuer Anlauf:

- iii Eine Äußerung ist genau dann performativ, wenn sie sich durch eine Äußerung paraphrasieren lässt, die ein Format hat wie in (i).

Damit ist *Mach doch mal das Fenster zu!* eine performativen Äußerung, da sie sich paraphrasieren lässt als *Ich bitte dich, das Fenster zuzumachen*. Doch – und das ist die entscheidende Wendung – dann ist die konstative Äußerung *Niemand von uns ist zu so einer Tat fähig* auch eine performativen Äußerung! Denn man kann sie paraphrasieren als *Ich behaupte, dass niemand von uns zu so einer Tat fähig ist*.

Damit bricht die Unterscheidung von performativen und konstativen Äußerungen zusammen. Nicht nur, wenn wir ein Versprechen geben oder uns entschuldigen, tun wir etwas, auch wenn wir etwas behaupten oder feststellen, tun wir etwas – wir behaupten etwas bzw. stellen etwas fest. Konstative Äußerungen als Äußerungen, mit denen man etwas sagt, ohne etwas zu tun, gibt es nicht! Behaupten und Feststellen sind genauso wie Versprechen oder sich Entschuldigen Handlungen, genauer Sprechhandlungen oder Sprechakte. Austin zeigt auch, dass konstative Äußerungen durchaus auf vergleichbare Weise verunglücken können wie performativen. Nehmen wir den Fall der Lüge. Der Lügner ist ebenso unaufrichtig wie der Versprecher, der sein Versprechen gar nicht halten will. In beiden Fällen kommt der Sprechakt (Feststellung bzw. Versprechen) zustande, aber es liegt ein Missbrauch vor, insfern der Sprecher unaufrichtig ist (im Vorgriff auf dieses Ergebnis haben wir in (27) bereits die Lüge als einen Unglücksfall aufgenommen).

Sprechen ist Handeln, das ist die entscheidende Erkenntnis von Austin gewesen. Und er hat uns diese Erkenntnis vermittelt, indem er von Äußerungen ausgegangen ist, wo wir ihm ohne Vorbehalt zustimmen, dass diese Äußerungen Handlungen

sind, und uns dann Schritt für Schritt dazu geführt, dass auch die Äußerungen, die wir auf den ersten Blick nicht als Handlungen bezeichnen würden, Handlungen sein müssen.

Die beiden Klassen von Äußerungen, die wir anfangs als Performative und Konstative unterschieden haben, weisen Unterschiede auf, aber diese liegen nicht darin, dass die einen eine Handlung darstellen, die anderen aber nicht, sondern darin, dass sie die Sprechhandlung, die mit ihnen vollzogen wird, explizit bezeichnen, oder dies nicht tun. Die performativ/konstativ-Unterscheidung wird von Austin ersetzt durch die Unterscheidung zwischen explizit performativen und implizit performativen Äußerungen. Ein explizites Performativ ist eine Äußerung, durch die die Handlung vollzogen wird, die von der Äußerung bezeichnet wird. Ein implizites Performativ ist eine Äußerung, bei der die Handlung, die durch die Äußerung vollzogen wird, nicht von der Äußerung bezeichnet wird. Explizite Performative sind Äußerungen wie *Ich bitte dich, das Fenster zuzumachen* und *Ich behaupte, dass niemand von uns zu so einer Tat fähig ist*, da sie die Handlung bezeichnen, die ausgeführt wird. Implizite Performative sind Äußerungen wie *Mach das Fenster zu!* und *Niemand von uns ist zu so einer Tat fähig*. In diesen Sätzen gibt es nichts, das den Sprechakt bezeichnen würde. Auch die »Form« des Satzes kann dies nicht leisten: Mit einem »Ausagesatz« kann man ganz unterschiedliche Sprechakte ausführen und mit einem Imperativsatz kann man nicht nur bitten, sondern auch auffordern, befehlen und sogar etwas vorschlagen (s. Kap. 6.6; eine terminologische Anmerkung: Oft wird heute das, was Austin als »explizit performative Äußerung« bezeichnete, auch einfach nur »performative Äußerung« genannt).

Die Verben, die in expliziten Performativen die Sprechhandlung bezeichnen, werden **performative Verben** genannt (*taufen, versprechen, bitten, behaupten* etc.). Man kann testen, ob es sich bei einem Verb um ein performatives Verb handelt, indem man es anstelle von V einsetzt in »Ich V[indikativ, präsens] hiermit ...« und schaut, ob durch die Äußerung eines solchen Satzes genau die Handlung vollzogen werden kann, die V bezeichnet. Wenn ja, dann ist V ein performatives Verb bzw. hat eine Lesart als performatives Verb.

Wie Grice so hat auch Austin seine Ansichten in einer »William James Lecture« an der Harvard-Universität vorgetragen, allerdings schon ein paar Jahre früher, nämlich 1955. Diese Vorlesungen sind posthum 1962 erschienen unter dem Titel *How to do Things with Words* (=Austin 1975).

Aufgabe 4:

a. Bei welchen der folgenden Äußerungen handelt es sich um explizite Performative?

- (i) Ich kann hiermit ein Glas aufmachen.
- (ii) Ich bitte um etwas Geduld.
- (iii) Die Passagiere werden gebeten, ihre Handys auszuschalten.
- (iv) Wir frieren.
- (v) Wir haben euch für morgen zum Essen eingeladen.
- (vi) Ich möchte darauf hinweisen, dass es schon sehr spät ist.

b. Bei welchen der folgenden Verben handelt es sich um performative Verben? *bekräftigen, trauen, zustimmen, beleidigen, umstimmen, ersuchen, abstimmen*

6.5.3 Aufbau von Sprechakten

Wenn man Sprechen als Handeln zu betrachten gelernt hat, kann man sich fragen, was man eigentlich alles tut, wenn man spricht. Zum einen äußert man Wörter und ganze Sätze. Dies kann mündlich, aber auch schriftlich oder durch Gebärden (in der Gebärdensprache) geschehen. Es ist offensichtlich, dass wir beim Sprechen so etwas tun. Diese Handlung, Wörter und Sätze zu äußern, nennen wir den Äußerungsakt. Einen Äußerungsakt vollziehen wir auch, wenn wir uns zu Übungszwecken Vokabeln und Sätze einer Fremdsprache vorsagen oder unsere artikulatorischen Fertigkeiten an Zungenbrechern überprüfen wie *Fischers Fritz fischt frische Fische*.

Was wir bei Ausspracheübungen nicht tun, ist eine Behauptung aufstellen, eine Frage stellen oder Aufforderungen geben. Was wir auch nicht tun, ist auf Gegenstände und Ereignisse in unserer oder einer fiktiven Welt Bezug nehmen und diesen Eigenschaften zuschreiben: Bei dem obigen Zungenbrecher nehme ich auf keinen Fritz oder Fischer Bezug, ich beziehe mich auch nicht auf eine bestimmte Situation, in der jemand Fische fischt. Wenn ich jedoch die Behauptung aufstelle, dass Einstein der bedeutendste Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts war, dann nehme ich auf eine bestimmte Person Bezug – referiere auf sie – und schreibe ihr eine bestimmte Eigenschaft zu – präzisiere etwas von ihr. Referenz und Prädikation, das sind zwei Aspekte des propositionalen Aktes, den wir vom Äußerungsakt unterscheiden wollen. Eine Proposition ist der Sachverhalt, den ein Satz ausdrückt.

Ist es sinnvoll, Äußerungsakt und propositionalen Akt zu unterscheiden? Ausspracheübungen wie die vorhin erwähnten sind Beispiele für die Notwendigkeit einer solchen Unterscheidung – es liegt ein Äußerungsakt vor, aber kein propositionaler Akt. Oder nehmen wir zwei verschiedene Äußerungen des Satzes *Albert verließ Berlin*, wo mit Albert jeweils jemand anderes gemeint wurde. In beiden Äußerungen liegt derselbe Äußerungsakt vor, es ist ja derselbe Satz geäußert worden (dieselben Wörter bzw. Wortformen in derselben Reihenfolge), aber da sich die Referenz unterscheidet, sind die propositionalen Akte verschieden. Vergleichen wir die Äußerung *Albert verließ Berlin* mit der Äußerung *Albert ging aus Berlin weg*, wo mit Albert auf dieselbe Person referiert wird. Der propositionalen Akt ist derselbe, aber der Äußerungsakt ist verschieden. Dies sind also Fälle, die zeigen, dass man Äußerungsakt und propositionalen Akt unterscheiden muss.

Bei Ausspracheübungen liegt nicht nur kein propositionaler Akt vor, es kommt auch zu keinem Sprechakt, zu keiner Behauptung, Frage, Aufforderung etc. Es kommt zu keinem illokutionären Akt, wie man seit Austin sagt. Äußerungsakt und illokutionären Akt zu unterscheiden, ist also notwendig. Wie ergibt sich die Notwendigkeit einer Unterscheidung zum propositionalen Akt? Mit den Äußerungen *Albert verlässt Berlin, Verlässt Albert Berlin?, Albert, verlass Berlin!* kann auf dieselbe Person referiert werden und dieselbe Tätigkeit von dieser Person präzisiert werden, obwohl die Äußerung eine Feststellung, eine Frage oder ein Vorschlag sein kann. Propositionaler und illokutionärer Akt sind also nicht dasselbe.

Man kann mit einer Äußerung auch jemanden einschüchtern, überzeugen, umstimmen, beleidigen etc., d. h. man kann etwas tun, das sich von den bisherigen Akten unterscheidet, etwas, was mit den Konsequenzen und Wirkungen der Äußerungen zu tun hat. Einschüchtern, Überzeugen, Umstimmen sind keine illokutionären Akte. Sie werden **perlokutionäre Akte** genannt.

Diese Zerlegung der Sprechakte stammt von John Searle (*1932), einem amerikanischen Philosophen, der eine Zeit lang in Oxford war, und der Austins Theorie ausgearbeitet und popularisiert hat. Vor allem sein Verdienst ist es, dass die Theorie der Sprechakte heute zum Standardrepertoire der Sprachtheorie gehört. Sein sprachphilosophisches Hauptwerk ist *Speech Acts* (1969) – ein weiterer moderner Klassiker.

Searle hat für einzelne illokutionäre Akte versucht, genau zu bestimmen, was der Fall sein muss, damit der jeweilige illokutionäre Akt »glücken« kann (er knüpft damit an Austins Lehre von den sprachlichen Unglücksfällen an). Schauen wir uns an, wie Aufforderungen verunglücken können. Sagt jemand zu den beiden Germanistikstudenten Eduard und Ottilie in Unkenntnis der Tatsache, dass die beiden bereits Germanistik studieren: »Schreiben Sie sich am Anfang Ihres Studiums für Germanistik ein!«, so ist diese Aufforderung schief gegangen, da die Handlung des Einschreibens bereits ausgeführt wurde und somit nicht mehr etwas Zukünftiges ist. Eine Aufforderung muss sich also auf Zukünftiges richten. Es ist auch keine gelungene Aufforderung, wenn Ottilie zu Eduard sagt: »Verdaue dein Frühstück!« Und zwar, weil Verdauen kein Vorgang ist, der von einem Entschluss Eduards abhängen würde – anders als Essen und Herunterschlucken ist das Verdauen keine Handlung, keine Form von intentionalem Verhalten. Eine Aufforderung muss also zu einer Handlung auffordern. Es wäre aber auch merkwürdig, würde Eduard zu Ottilie sagen: »Vertreibe den Regen!« oder »Baue ein perpetuum mobile!« Denn dies sind Dinge, die Ottilie nicht tun kann. Eine Aufforderung kann also nur zu einer Handlung auffordern, zu der der Adressat der Aufforderung in der Lage ist. Merkwürdig wäre es auch, wenn Eduard auffordern würde, die berühmte Arie des Caravadossi aus dem dritten Akt der *Tosca* zu singen, wenn sie nicht glauben würde, dass Eduard diese Arie singen kann. (Die Aufforderung wäre immer noch merkwürdig, auch wenn Eduard, ohne dass Ottilie dies wissen würde, die Arie tatsächlich singen könnte.) Eine Aufforderung muss zu etwas auffordern, von dem der Auffordernde glaubt, dass der Adressat es ausführen kann. Die Studenten werden unter normalen Umständen verdutzt drein schauen, wenn der Dozent oder die Dozentin sie am Ende der Seminarstunde dazu auffordert, spätestens am Abend das Universitätsgebäude zu verlassen und nach Hause zu gehen. Eine wirklich gegückte Aufforderung darf also nicht zu etwas auffordern, von dem Sprecher und Adressat glauben, dass der Adressat es bei normalem Verlauf der Dinge sicherlich tun wird, auch ohne dazu aufgefordert worden zu sein. Merkwürdig wird Ottilie auch Eduards Aufforderung vorkommen: »Trete mir kräftig ans Schienbein!« Auch hier ist der Grund klar: Von einer Aufforderung erwarten wir, dass sie zu etwas auffordert, was den Wünschen des Auffordernden entspricht – doch kann man sich nur schwer vorstellen, dass jemand ans Schienbein getreten werden möchte. Schließlich wäre auch Ottiles Aufforderung an Eduard »Gib mir doch bitte die *Wahlverwandtschaften* aus dem obersten Regal!« merkwürdig, wenn Eduard ihrer Aufforderung – wohl eher Bitte – nachkommt, Ottilie aber darauf mit den Worten reagiert: »Was gibst du mir dieses Buch? Mit meiner Aufforderung habe ich nicht bezweckt, dass du mir die *Wahlverwandtschaften* runterreichst.« Die Reaktion von Ottilie ist nicht anders als absurd zu nennen – eine Aufforderung ist der Versuch, jemanden dazu zu bringen, etwas Bestimmtes zu tun.

Für den Akt des Aufforderns sehen demnach die Bedingungen für den erfolgreichen Vollzug folgendermaßen aus (vgl. Searle 1969, 66 f. [1972, 100 f.]). Wenn

ein Sprecher einen Satz äußert, um den Adressaten der Äußerung aufzufordern, die Handlung H zu tun, dann muss u. a. Folgendes der Fall sein:

- (28) (i) Der Sprecher prädiziert vom Adressaten eine zukünftige Handlung (= Bedingung des propositionalen Gehalts).
- (ii) Der Adressat ist in der Lage, H zu tun, und der Sprecher glaubt, dass der Adressat dazu in der Lage ist (= erste Einleitungsbedingung).
- (iii) Es ist sowohl für Sprecher wie Adressat nicht offensichtlich, dass der Adressat bei normalem Verlauf der Dinge H aus eigenem Antrieb tun wird (= zweite Einleitungsbedingung).
- (iv) Der Sprecher wünscht, dass der Adressat H tut (= Aufrichtigkeitsbedingung).
- (v) Die Äußerung des Satzes gilt als Versuch, den Adressaten dazu zu bringen, H zu tun (= wesentliche Bedingung).

Man kann sich leicht eine Situation vorstellen, wo die Äußerung *Halt den Mund!* alle diese Bedingungen erfüllt.

Mit diesem Raster aus Bedingung des propositionalen Gehalts, Einleitungsbedingungen, Aufrichtigkeitsbedingung und wesentlicher Bedingung beschreibt Searle in Kapitel 3 von *Speech Acts* eine Reihe von wichtigen illokutionären Akten (nämlich Versprechen, Behaupten, Fragen, Danken, Raten, Warnen, Grüßen und Beglückwünschen). Beim Behaupten bzw. Feststellen gibt es keine Beschränkungen für den propositionalen Gehalt. Einleitungsbedingungen sind: Der Sprecher muss über Evidenzen für die Wahrheit der ausgedrückten Proposition verfügen und es darf für Sprecher und Adressat nicht offensichtlich sein, dass der Adressat von der Wahrheit der Proposition überzeugt ist. Dass der Sprecher die Proposition glaubt, ist die Aufrichtigkeitsbedingung, und die wesentliche Bedingung besagt, dass eine Behauptung/Feststellung eine Handlung ist, die eine Proposition als wahrinstellt.

Beim Grüßen (*Hello!*) gibt es keinen propositionalen Gehalt, die einzige Einleitungsbedingung ist, dass der Sprecher dem Adressaten gerade begegnet (oder vorgestellt worden) ist. Aufrichtigkeit spielt keine Rolle, die wesentliche Bedingung ist, dass das Grüßen »als höfliches Wiedererkennen des Adressaten durch den Sprecher gilt«.

Aufgabe 5: Überlegen Sie, wie die Bedingungen für den illokutionären Akt (i) des Versprechens und (ii) des Dankens aussehen könnten.

6.5.4 Klassifikation von Sprechakten

Welche Arten von Sprechakten, d. h. welche Arten von illokutionären Akten gibt es? Unsere Beispiele für illokutionäre Akte waren bisher Behaupten, Fragen, Auffordern, Taufen, Eine-Sitzung-Schließen, Versprechen, Bitten, Grüßen. Austin hat umfangreiche Listen von Verben angelegt, die illokutionäre Akte bezeichnen, also Listen von illokutionären Verben (performative Verben sind eine Untergruppe der illokutionären Verben – *prahlen* etwa ist ein illokutionäres Verb, aber kein performatives: Man kann nicht prahlen, indem man sagt *Ich prahle hiermit, dass ich der Größte bin*).

Eine kleine Auswahl von Verben, die eine Lesart als illokutionäres Verb haben: *beurteilen, auslegen, datieren, einschätzen, freisprechen, entscheiden, befehlen, vor-schreiben, verbieten, begnadigen, bewilligen, tadeln, sich verpflichten, genehmigen,*

übereinkommen, vorschlagen, danken, empfehlen, beglückwünschen, segnen, verfluchen, herausfordern, zustimmen, behaupten, anmerken, mitteilen, fragen, versichern, anerkennen, voraussetzen, anfangen. Austin hat einen Vorschlag gemacht, wie man diese Verben zu Gruppen zusammenfassen kann, einen Vorschlag, der von Searle aufgegriffen, aber auch erheblich modifiziert wurde. Da die Sprechaktklassifikation von Searle (1975a) sehr einflussreich geworden ist, wollen wir sie hier kurz darstellen.

Searle unterscheidet fünf Arten von illokutionären Akten: Assertive, Direktive, Kommissive, Expressive und Deklarationen.

Mit einem **Assertiv** legt sich der Sprecher darauf fest, dass die Proposition, die durch die Äußerung ausgedrückt wird, wahr ist (dies ist der »illokutionäre Witz« des Assertivs). Die durch die Worte ausgedrückte Proposition muss der Welt entsprechen, soll die Äußerung wahr sein – Searle spricht davon, dass die Worte auf die Welt ausgerichtet sind, er spricht von einer *Wort-auf-Welt-Ausrichtung* bei den Assertiven. Schließlich wird durch ein Assertiv ein psychischer Zustand zum Ausdruck gebracht, den man als (etwas) Glauben umschreiben kann. Prototypisch für die Klasse der Assertive sind Sprechakte wie Behaupten und Feststellen.

Mit einem **Direktiv** versucht der Sprecher, den Adressaten dazu zu bekommen, etwas zu tun. Die Ausrichtung ist nun Welt-auf-Wort, da hier die Welt zu den Worten bzw. deren propositionalen Gehalt passen soll bzw. passend gemacht werden soll. Zum Ausdruck gebracht wird durch einen Direktiv der psychische Zustand des Wollens bzw. Wünschens. Beispiele für Direktive sind Bitten, Befehlen, Auffordern, Erbitten, Fordern und Fragen (beim Fragen versucht der Sprecher, den Adressaten zum Antworten zu bewegen). Vergleicht man diese Charakterisierung der Direktive mit den oben aufgeführten Searle'schen Bedingungen für den Akt des Aufforderns, so sieht man, dass der illokutionäre Witz des Direktivs – nämlich der Versuch des Sprechers, den Adressaten dazu zu bekommen, etwas zu tun – der wesentlichen Bedingung des Aufforderns entspricht, und der durch den Direktiv ausgedrückte psychische Zustand des Wollens bzw. Wünschens in der Aufrichtigkeitsbedingung genannt ist.

Mit einem **Kommissiv** legt sich der Sprecher auf ein bestimmtes Verhalten fest. Die Ausrichtung ist wie bei den Direktiven Welt-auf-Wort, der zum Ausdruck gebrachte psychische Zustand ist der der Absicht. Versprechen, Drohen oder Anbieten sind Beispiele für Kommissive.

Mit einem **Expressiv** bringt der Sprecher einen psychischen Zustand zum Ausdruck, der auf die durch die Proposition bezeichnete Sachlage gerichtet ist. Prototypische Expressive sind Danken, Sich-Entschuldigen, Das-Beileid-Aussprechen und Gratulieren. Von einer *Wort/Welt-Ausrichtung* kann bei Expressiven nicht die Rede sein (es wird vorausgesetzt, dass Welt und Wörter zusammen passen).

Mit dem erfolgreichen Vollzug einer Deklaration erreicht der Sprecher, dass die ausgedrückte Proposition der Welt entspricht. Taufen, Kündigen, Den-Krieg-Erklären sind Deklarationen. Da durch eine erfolgreiche Deklaration automatisch Wort und Welt einander entsprechen, spricht Searle davon, dass bei Deklarationen sowohl eine *Wort-auf-Welt-* wie eine *Welt-auf-Wort-Ausrichtung* besteht. Ein bestimmter psychischer Zustand wird durch Deklarationen nicht zum Ausdruck gebracht. Zu dieser Klasse gehören die (explizit) performativen Äußerungen.

6.5.5 Indirekte Sprechakte

Nehmen wir an, Ottilie sagt zu Eduard *Komm, wir gehen an den See!*, worauf Eduard ihr entgegnet *Ich muss heute die Bibliothek aufräumen*. Ottilie hat einen Vorschlag gemacht und Eduard hat ihn abgelehnt. Soviel ist klar. Aber warum ist Eduards Äußerung eine Ablehnung des Vorschlags? Der Satz *Ich muss heute die Bibliothek aufräumen* ist doch erstmal nichts anderes als eine Feststellung. Wenn Ottilie ihn gefragt hätte, was er heute denn so vorhave, wäre Eduards Äußerung natürlich nicht die Ablehnung eines Vorschlags gewesen. In unserem Fall scheint Eduard sowohl eine Feststellung zu treffen wie auch einen Vorschlag abzulehnen – er scheint beides zu machen, genauer: er scheint einen Vorschlag abzulehnen, indem er eine Feststellung trifft. Direkt vollzieht er den Sprechakt der Feststellung, indirekt vollzieht er den Sprechakt der Ablehnung eines Vorschlags. Wie ist es möglich, einen Sprechakt indirekt zu vollziehen, d. h. einen illokutionären Akt über den Vollzug eines anderen illokutionären Aktes zu vollziehen?

Indirekte Sprechakte sind uns etwas ganz Vertrautes. Man betrachte die folgenden acht verschiedenen Varianten dafür, jemanden zu bitten bzw. aufzufordern, die Musik leiser zu stellen:

- (29) Könntest du die Musik etwas leiser stellen?
- (30) Du kannst doch bestimmt die Musik etwas leiser stellen.
- (31) Mir wäre es ganz recht, wenn du die Musik etwas leiser stellen würdest.
- (32) Wirst du wohl die Musik etwas leiser stellen?
- (33) Dustellst jetzt gleich die Musik ein bisschen leiser.
- (34) Würde es dir etwas ausmachen, die Musik nicht so laut aufzudrehen?
- (35) Es spricht eigentlich nichts dagegen, die Musik etwas leiser zu drehen.
- (36) Wäre es zuviel verlangt, wenn ich dich bitten würde, die Musik möglicherweise ein klein bisschen weniger laut aufzudrehen?

Gegenüber einer Äußerung wie *Mach doch bitte (/gefälligst) die Musik etwas leiser!* zählen die Äußerungen (29) bis (36) als indirekte Direktive. Searle (1979) vermutet, dass wir diese Äußerungen vor allem deswegen als Aufforderung/Bitte, die Musik leiser zu stellen, verstehen können, weil sie Bedingungen thematisieren, die für das Vorliegen einer entsprechenden Aufforderung/Bitte notwendig sind. Erinnern wir uns an die Bedingungen für den Akt des Aufforderns in (28). In dem Satz (29) wird die Frage gestellt, ob der Adressat die Einleitungsbedingung (in der Lage zu sein, die Musik leiser zu stellen) erfüllt, in (30) wird die Erfüllung dieser Bedingung behauptet. In Satz (31) wird die Aufrichtigkeitsbedingung (der Sprecher wünscht, dass der Adressat die Musik etwas leiser stellt) thematisiert, in (32) gefragt, ob der propositionalen Gehalt der Aufforderung (der Adressat stellt die Musik etwas leiser) zutrifft, und in (33) das Zutreffen des propositionalen Gehalts unterstellt. Beide Sätze beziehen sich also auf die Bedingung des propositionalen Gehalts. In (34) wird nach der Bereitschaft des Adressaten gefragt, die gewünschte Handlung auszuführen, in (35) wird festgestellt, dass es keine Gründe gegen den Vollzug der gewünschten Handlung gibt. In (36) wird auf eine ostentativ eine Maxime der Art und Weise (Fasse dich kurz!) verletzende Weise die Bitte thematisiert (durch die Maximenverletzung scheint der Satz den Unterton der gerade noch gezügelten Wut zu erhalten).

Es ist also möglich, das, was in (29) bis (36) gefragt bzw. festgestellt wird, an die Bedingungen zu knüpfen, die für den Akt des Aufforderns/Bittens notwendig

sind. Dies spielt nach Searle nun eine entscheidende Rolle dabei, die Äußerungen als indirekte Sprechakte zu deuten: Für den Adressaten der Äußerung ist klar, dass der Sprecher eine Frage gestellt bzw. eine Feststellung getroffen hat; er hat keinen Grund an dessen Kooperativität zu zweifeln, er wird ein bestimmtes Ziel mit der Äußerung verfolgen; doch kann in der gegebenen Gesprächssituation die Beantwortung der Frage oder die Bestätigung der Feststellung durch den Adressaten nicht das eigentliche Ziel des Sprechers sein; also muss er noch ein anderes illokutionäres Ziel verfolgen; da die Äußerung eine Bedingung des illokutionären Akts der Aufforderung, die Musik leiser zu stellen, thematisiert, und der Adressat gerade sehr laut Musik hört, kann der Adressat den Schluss ziehen, dass der Sprecher ihn auffordern will, die Musik leiser zu stellen. Über eine solche Schlusskette ist der Adressat in der Lage, den indirekten Sprechakt, den der Sprecher vollzieht, zu erfassen.

Ähnlich in unserem Ausgangsbeispiel, wo Ottilie zu Eduard sagt *Komm, wir gehen an den See!*, worauf Eduard ihr entgegnet *Ich muss heute die Bibliothek aufräumen*. Eduard hat auf den Vorschlag mit einer Feststellung reagiert, die sich nicht unmittelbar als eine Reaktion auf den Vorschlag verstehen lässt. Doch hat Ottilie keine Anzeichen dafür, dass Eduard unkooperativ wäre. Wenn er aber die Relevanzmaxime nicht verletzten will, dann muss seine Entgegnung etwas mit ihrem Vorschlag, an den See zu gehen, zu tun haben. Eine Bedingung, den Vorschlag anzunehmen, ist nun, dass er in der Lage ist, ihn umzusetzen. Doch aus seiner Feststellung folgt, dass er nicht dazu in der Lage ist, den Vorschlag umzusetzen, denn, an den See zu gehen und die Bibliothek aufzuräumen, lassen sich nicht miteinander vereinbaren. Also schließt Ottilie, dass Eduard indirekt ihren Vorschlag ablehnt.

Zum Phänomen der indirekten Sprechakte siehe neben Searle (1975b), Bach/Harnish (1979, Kap. 9), Bertolet (1994) und Meibauer (2001, Kap. 8).

6.6 Satztyp und Illokution

Einen Satz zu äußern, heißt in aller Regel, einen illokutionären Akt zu vollziehen. Aber welchen illokutionären Akt vollzieht man genau mit der Äußerung eines Satzes? Gibt es einen Zusammenhang zwischen den formalen und inhaltlichen Eigenschaften der Äußerung und dem illokutionären Akt, der mit ihr vollzogen wird?

Searle (1969) nimmt an, dass Sätze einen illokutionären Indikator (›illocutionary force indicator‹) aufweisen können: »Der Indikator der illokutionären Rolle zeigt an, [...] welche illokutionäre Rolle der Äußerung zukommen soll, d. h., welchen illokutionären Akt der Sprecher vollzieht, indem er den Satz äußert. Zu den Mitteln, die im Englischen die illokutionäre Rolle anzeigen, gehören Wortfolge, Betonung, Intonation, Interpunktionsmerkmale, der Modus des Verbs und die sogenannten performativen Verben. [...] In konkreten Sprechsituationen geht oft aus dem Zusammenhang hervor, welche illokutionäre Rolle der Äußerung zukommt, ohne daß es notwendig wäre, sich eines expliziten Indikators der illokutionären Rolle zu bedienen« (1969, 30 [=1972, 49 f.]).

In der linguistischen Literatur nimmt man an, dass der Zusammenhang zwischen der Äußerung eines Satzes und der vollzogenen Illokution maßgeblich durch

den Satztyp bestimmt ist, den der Satz instanziert. Wir werden – in Anlehnung an Altmann (1987, 1993) – fünf Klassen von Satztypen im Deutschen unterscheiden und ihr illokutionäres Potenzial umreißen.

1. Der Standardfall des Aussagesatzes (Deklarativsatzes) ist der V2-Aussagesatz, d. h. ein Aussagesatz mit Vorfeld und dem finiten Verb in Zweitposition (Beispiel: *Eduard räumt die Bibliothek auf!*). Eine Variante davon ist der Aussagesatz mit leerem Vorfeld (*Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medicin, Und leider auch Theologie! Durchaus studirt, mit heißem Bemühn*), wo aus dem Kontext klar ist, welches Element im Vorfeld ausgelassen wurde (nämlich *ich*). Mit Aussagesätzen werden typischerweise Behauptungen gemacht und Feststellungen getroffen (also Assertive realisiert). Man beachte jedoch, dass explizit performativ Äußerungen die Form von Aussagesätzen haben, mit Aussagesätzen also nahezu beliebige Sprechakte vollzogen werden können.
2. Bei den Fragesätzen (Interrogativsätzen) gibt es einmal den V2-Fragesatz mit einer w-Phrase im Vorfeld, mit dem man w- oder Ergänzungsfragen stellt wie *Wer geht mit zum See?* Des Weiteren gibt es den V1-Fragesatz, mit dem man eine Entscheidungsfrage (*Gehst du mit zum See?*) oder eine Alternativfrage (*Gehst du zum See oder ins Schwimmbad?*) stellen kann. Die primäre illokutive Funktion dieser Sätze ist das Stellen einer Frage an einen Adressaten (wobei die echte Wissensfrage von der Prüfungsfrage zu unterscheiden ist). Von diesen Arten von Fragesätzen zu unterscheiden sind deliberative Fragesätze wie *Was er wohl für uns gekocht hat?* und *Ob er wohl etwas für uns gekocht hat?*, VL-Sätze mit einer w-Phrase bzw. mit *ob* an der Spitze, mit denen man zum Ausdruck bringt, dass man gerne etwas Bestimmtes wüsste, ohne dass man den Adressaten direkt danach fragt. Daneben gibt es aber auch noch den Echo-W-Fragesatz (*Du bist wohin gegangen?* als (ungläubliche) Reaktion auf die Bemerkung *Ich bin zum Elchtest gegangen*) und den assertiven Fragesatz (*Du bist zum See gegangen?* als Reaktion auf die Bemerkung *Ich bin zum See gegangen*).
3. Bei den Imperativsätzen ist der Standardfall der V1-Imperativsatz mit dem finiten Verb im Imperativ (*Dreh endlich die Musik leiser!*), es gibt aber auch den V2-Imperativsatz mit dem finiten Verb im Imperativ (*Jetzt sag doch auch mal was!*). Daneben gibt es noch Adhortativsätze wie *Gehen wir doch zum See!* und Sie- oder Höflichkeitsimperative wie *Gehen Sie zum See!*, die man, was aber nicht unumstritten ist, als V1-Imperativsätze mit dem finiten Verb in der ersten oder dritten Person Konjunktiv Präsens bezeichnen kann. Und es gibt den *dass*-VL-Imperativsatz (*Dass du mir ja rechtzeitig wieder zuhause bist!*) und den infiniten Imperativsatz (*Rasen nicht betreten!, Fahrgäste bitte alle aussteigen!*). Mit Imperativsätzen können Aufforderungen, Bitten, Befehle realisiert werden, aber auch Vorschläge gemacht (*Geh doch ins Kino!*) oder eine Erlaubnis ausgesprochen werden (*Okay, okay. Fahr in die Stadt und vergnüg dich in der Disco!*).
4. Auch bei den Wunschsätzen (Optativsätze) kann man zumindest drei Typen unterscheiden: den V1-Wunschsatz (*Wäre ich nur nicht in das Boot gestiegen!*, *Möge diesem Land Glück und Frieden beschieden sein!*, *Schlaf gut!*), den *dass*-VL-Wunschsatz (*Oh dass ich doch vorsichtiger gewesen wäre!*) und den *wenn*-VL-Wunschsatz (*Oh wenn ich doch nur vorsichtiger gewesen wäre!*). Sie dienen – wie ihr Name sagt – typischerweise dazu, zum Ausdruck zu bringen, dass der Sprecher sich etwas Bestimmtes wünscht.

5. Schließlich gibt es noch die **Exklamativsätze**: *Hat der aber eine große Nase!* (V1-Exklamativsatz), *Der hat aber eine große Nase!* (V2-Exklamativsatz), *Wie groß dessen Nase ist!* (w-VL-Exklamativsatz), *Was hat der aber für eine große Nase!* (w-V2-Exklamativsatz), *Dass der aber auch so eine große Nase haben muss!* (dass-VL-Exklamativsatz). Exklamativsätze haben die illokutive Funktion, zum Ausdruck zu bringen, dass der Sprecher etwas Bestimmtes für »bemerkenswert« hält.

Es sei nur am Rande erwähnt, dass Altmann (vgl. Altmann/Hahnemann 1999, Kap. 6) zwischen Grundtypen (Aussage-, Frage-, Imperativsatz), Randtypen (Wunsch- und Exklamativsatz) und Mischtypen (assertive und Echo-Frage) unterscheidet, und innerhalb dieser Typen zwischen weniger spezialisierten (V1-Sätze, V2-Sätze) und hochgradig spezialisierten Formen (VL-Sätze).

Es herrscht in der Debatte über das Verhältnis von Satztyp und Illokution noch keine Klarheit darüber, wie genau das Verhältnis zwischen beiden aussieht (neben den Arbeiten von Altmann vgl. Bierwisch 1980, Meibauer 1987, Grewendorf/Zaefferer 1991, Brandt et al. 1992, Reis 1999 und Lohnstein 2000).

Fragen wir uns noch, welches Verhältnis diese Aufteilung von Sätzen in Satztypen zu der Klassifikation von Sprechakten hat, die wir in Kapitel 6.5.4 kennen gelernt haben – also zu der Unterscheidung in Assertive, Direktive, Kommissive, Expressive und Deklarationen. Assertive und Aussagesätze scheinen einander weitgehend zu entsprechen, aber wir haben ja erwähnt, dass explizit performative Äußerungen die Form von Aussagesätzen haben und somit mit Aussagesätzen nahezu beliebige Sprechakte vollzogen werden können (und nicht nur Assertive). Schwierigkeiten gibt es auch bei den Frage- und Befehlssätzen: Bei Searle werden Fragen zu den Direktiven gerechnet, Frage- und Befehlssätze realisieren danach Sprechakte des selben Typs. Für Kommissive und Deklarationen gibt es keinen eigenen Satztyp im Deutschen, Expressive jedoch kann man mit Exklamativsätzen in Zusammenhang bringen. Die beiden Klassifikationen fallen also sehr auseinander und zwar nicht nur im Deutschen: Zum Beispiel werden Interrogativ- und Imperativsätze in allen Sprachen satztypmäßig unterschieden, von keiner Sprache ist bekannt, dass sie für Deklarationen einen eigenen Satztyp bereitstellen würde (vgl. Sadock/Zwicky 1985, Sadock 1990).

6.7 Fokus-Hintergrund-Gliederung

Die Information, die in einer Äußerung geliefert wird, wird auf eine bestimmte Art und Weise dargeboten. So kann ein Teil der Information als »Thema« oder »Topik« ausgezeichnet sein, so dass die Äußerung als ein »Kommentar« zu diesem Thema bzw. Topik verstanden wird. Die gelieferte Information kann aber auch nach »alt« und »neu« gegliedert sein, nach »Hintergrund« und »Fokus«. Die Topik-Kommentar-Gliederung und die Fokus-Hintergrund-Gliederung sind zwei Formen der Informationsgliederung von Sätzen. Auf die Fokus-Hintergrund-Gliederung wollen wir hier etwas genauer eingehen.

Betrachten wir die folgenden drei Frage-Antwort-Paare, bei denen in der Antwort durch Großbuchstaben angezeigt wird, welches Wort einen besonders starken Akzent trägt (oft wird nur die akzenttragende Silbe des Wortes groß geschrieben):

- (37) A: Wer hat das Unglück beobachtet?
B: CharLOTte hat das Unglück beobachtet.
- (38) A: Wer hat das Unglück beobachtet?
B: *Charlotte hat das UNGlück beobachtet.
- (39) A: Wer hat das Unglück beobachtet?
B: *Charlotte hat das Unglück beObachtet.

In Satz (37) bekommt *Charlotte* den stärksten Akzent, in (38) ist dies *Unglück* und in (39) *beobachtet*. Intuitiv ist klar, dass nur (37) ein stimmiges Frage-Antwort-Paar ist (deshalb ist der Antwortsatz in (38) und (39) mit einem Stern versehen als Zeichen dafür, dass er im Kontext der Frage unakzeptabel ist – der Satz für sich genommen ist natürlich völlig in Ordnung).

Anders verhält es sich, wenn die Frage lautet *Was hat Charlotte beobachtet?* oder *Hat Charlotte von dem Unglück gehört?* In der Antwort auf die erste Frage muss der Satzakzent auf *Unglück* liegen (*Charlotte hat das UNGlück beobachtet*), in der Antwort auf die zweite Frage auf *beobachtet* (*Charlotte hat das Unglück beObachtet*).

Es ist nicht schwer, sich einen ersten Reim auf diese Verhältnisse zu machen. Das, nach dem gefragt wird, muss in der Antwort intonatorisch hervorgehoben werden. Ist dies nicht der Fall, passt die Antwort nicht zu der Frage. Durch die intonatorische Hervorhebung wird der Fokus des Satzes markiert. Diesen kennzeichnet man in der linguistischen Literatur oft durch eckige Klammern mit dem Index F (für Fokus).

- (40) a. [CharLOTte]_F hat das Unglück beobachtet.
b. Charlotte hat [das UNGlück]_F beobachtet.
c. Charlotte hat das Unglück [beObachtet]_F.

In (a) und (c) besteht der Fokus nur aus dem intonatorisch hervorgehobenen Wort. In (b) jedoch umfasst der Fokus neben dem intonatorisch hervorgehobenen Wort auch noch den Artikel, d. h. die ganze Nominalphrase ist Fokus. Doch auch noch größere Einheiten können fokussiert sein – eine Verbalphrase oder ein ganzer Satz etwa:

- (41) Was hat Charlotte gemacht? Charlotte hat [ein UNGlück beobachtet]_F.
- (42) Was war los? [Charlotte hat ein UNGlück beobachtet]_F.

Wenn mehr als nur das akzentuierte Wort fokussiert ist, spricht man von »Fokusprojektion«, das Wort, das dabei den Akzent trägt, heißt »Fokusexponent«. Das, was nicht Fokus des Satzes ist, wird »Hintergrund« genannt. So kommt es zu der Redeweise von der **Fokus-Hintergrund-Gliederung**, die wir schon kennen.

Es ist eine traditionelle Sichtweise, dass die durch die Akzentuierung erreichte Aufgliederung eines Satzes in Fokus und Hintergrund den semantischen Gehalt des Satzes in neue und alte Information aufteilt. Dem Fokus entspricht die (relativ zum Kontext) **neue Information**, dem Hintergrund entspricht die (relativ zum Kontext) **alte Information**. Betrachten wir dazu (43).

- (43) Was hat Charlotte beobachtet?
Charlotte hat [das UNGlück]_F beobachtet.

Mit der Frage wird präsupponiert (oder: impliziert – s. Kap. 6.4.1), dass Charlotte etwas beobachtet hat. Der Fokus in der Antwort ist ›das Unglück‹, der Hintergrund ist ›Charlotte hat etwas beobachtet‹. (Der semantische Gehalt des Hintergrunds ergibt sich aus dem Gehalt des Satzes, wenn ein passendes Indefinitpronomen an die Stelle des Fokus gesetzt wird.) Das Frage-Antwort-Paar (43) ist in dem Sinne ein stimmiges Frage-Antwort-Paar, als der Hintergrund der Antwort als alte Information zur Präsposition der Frage passt (mit ihr sogar identisch ist) und der Fokus ›das Unglück‹ die neue Information darstellt. Anders ist dies in (44):

- (44) Was hat Charlotte beobachtet?
*[CharLOTte]_F hat das Unglück beobachtet.

Hier passt der Hintergrund der Antwort (›Jemand hat das Unglück beobachtet‹) nicht zur Präsposition der Frage (›Charlotte hat etwas beobachtet‹), der Hintergrund kann in diesem Kontext nicht als alte Information gelten und der Fokus nicht als neue.

Ein großes Problem für die traditionelle Sichtweise ist, dass der Fokus nicht immer neue Information darstellt. In den beiden Äußerungen von B stellt der Fokus keine neue Information dar, da vom Kanzler ja bereits die Rede war.

- (45) A: Die Schwester des Kanzlers hat der Opposition ihre Stimme gegeben.
B: Nein, sie hat ihre Stimme dem KANzler gegeben.
(46) A: Wem hat die Schwester des Kanzlers ihre Stimme gegeben?
B: Sie hat ihre Stimme dem KANzler gegeben.

Es ist eine Modifikation der traditionellen Sichtweise vorgeschlagen worden, derzufolge vom Hintergrund einer Äußerung gefordert werden muss, dass er »gegeben« ist, d. h. Information darstellt, die sich aus dem Kontext ableiten lässt, aber nicht gefordert wird, dass der Fokus neue Information darstellt (vgl. Schwarzschild 1999).

Ein ganz anderes Vorgehen wird in der sogenannten Alternativensemantik favorisiert, deren Grundgedanke es ist, dass durch den Fokus eine Alternativenmenge ins Spiel gebracht wird (vgl. Jacobs 1988, Rooth 1992, 1996). Die Idee lässt sich gut an den Gradpartikeln veranschaulichen. Wir erinnern uns, dass der Satz *Nur Eduard ist abgereist* zwei Bedeutungsbestandteile hat (siehe (17) oben).

- (47) Nur [Eduard]_F ist abgereist
Präsposition: Eduard ist abgereist.
Aussage: Die anderen (also: Ottilie, Charlotte und der Hauptmann) sind nicht abgereist.

Durch die von der Gradpartikel induzierte Fokussierung von *Eduard* werden die anderen in Frage kommenden Personen ins Spiel gebracht, also Ottilie, Charlotte und der Hauptmann; und von diesen ›Alternativen‹ zu Eduard wird in dem Satz ausgesagt, dass sie nicht abgereist sind.

Eine andere Fragestellung bei der Fokus-Hintergrund-Gliederung ist, welches Wort bei Fokusprojektion den Akzent zu tragen hat, also was Fokusexponent sein kann und was nicht. Während etwa (48a) eine akzeptable Sequenz darstellt, tut dies (48b) nicht.

- (48) a. Was hat Charlotte gemacht? Sie hat [ein UNGlück beobachtet]_F.
b. *Was hat Charlotte gemacht? Sie hat [ein Unglück beObachtet]_F.

Unglück ist ein möglicher Fokusexponent für die Phrase *ein Unglück beobachtet*, aber *beobachtet* ist kein möglicher Fokusexponent für die Phrase *ein Unglück beobachtet*. Es sind ganz bestimmte Regeln, die für die richtige Platzierung des Akzents sorgen (vgl. Uhmann 1991, § 5; Féry 1993, § 1.3).

Wir haben es bei der Fokus-Hintergrund-Gliederung mit einem Phänomen zu tun, bei dem Intonation, Syntax, Semantik und Pragmatik sehr eng miteinander verwoben sind. In der Syntax erhält ein Satz eine Fokus-Hintergrund-Gliederung dadurch, dass ein Teil des Satzes als Fokus ausgezeichnet wird. Davon ausgehend gibt es einerseits Regeln, die festlegen, wo der Akzent in der fokussierten Phrase platziert sein muss, und andererseits Regeln, die festlegen, wie der Kontext aussehen muss, damit die Fokus-Hintergrund-Gliederung des Satzes zu dem Kontext passt (nämlich die Regeln, die fordern, dass der Hintergrund sich aus dem Kontext ableiten lässt). Wegen Letzterem ist es gerechtfertigt, die Fokus-Hintergrund-Gliederung mit in der Pragmatik abzuhandeln. Einen breiten Überblick über die verschiedenen Aspekte und theoretischen Ansätze zur Fokusproblematik bietet Kadmon (2001, §§ 12–21).

6.8 Konversationsstruktur

Die Konversationsanalyse (auch Gesprächs-, Diskurs- bzw. Dialoganalyse genannt) befasst sich mit der Aufzeichnung, Transkription und Analyse von Gesprächen (unterschiedlichster Art). Es wird anders als in anderen Bereichen der Linguistik größter Wert darauf gelegt, authentisches sprachliches Material zu untersuchen, und sich nicht auf Intuitionen und Erinnerungen zu verlassen. Dazu wurden verschiedene Konventionen der Transkription (Verschriftlichung) von Gesprächen entwickelt (vgl. Brinker et al. 2001, XV). Wir greifen im Folgenden einen Aspekt von Gesprächen heraus und zwar ihre hochkomplexe ›sequentielle Organisation‹. Die Pionierarbeit auf diesem Gebiet wurde in den 1970er Jahren von einer Gruppe von Soziologen um Harvey Sacks und Emanuel A. Schegloff geleistet.

Stellen wir uns vor, A befindet sich auf einer Autofahrt, als ihm plötzlich das Benzin ausgeht und er am Straßenrand anhalten muss. Glücklicherweise befindet er sich in einer größeren Stadt und nicht auf dem platten Land. Und glücklicherweise kommt auch gerade jemand vorbei, nämlich B. Es entwickelt sich folgender kleiner Dialog:

- (49) A: Entschuldigen Sie.
B: Ja?
A: Mir ist das Benzin ausgegangen.
B: Kein Problem. Beim Postamt, äh, gleich hier um die Ecke gibt es eine Tankstelle.
A: Oh, da habe ich ja nochmal Glück gehabt. Vielen Dank!
B: Keine Ursache. Auf Wiedersehen.
A: Auf Wiedersehen.

Aufgabe 6: (a) Identifizieren Sie in diesem Dialog die deiktischen Ausdrücke sowie jeweils die Art und den Modus der Deixis. (b) Identifizieren Sie einen indirekten Sprechakt und eine konversationelle Implikatur. (c) Geben Sie die Fokus-Hintergrund-Gliederung des Satzes »Mir ist das Benzin ausgegangen« an. (d) Versuchen Sie alle illokutionären Akte zu identifizieren, die in (49) ausgeführt werden.

6.8.1 Sprecherwechsel

Bei dem Dialog in (49) kommen die beiden Sprecher, A und B, abwechselnd zum Zuge: A-B-A-B-A-B-A. Dieser Dialog, wie ein Gespräch allgemein, ist eine Abfolge von aufeinander abgestimmten Redezügen der verschiedenen Gesprächsteilnehmer. Unter einem Redezug (engl. »turn«) versteht man die Gesamtheit der Äußerungen eines Sprechers in einem Gespräch, während deren es zu keinem Sprecherwechsel (engl. »turn-taking«) kommt. Der Sprecherwechsel, d. h. der Übergang vom Redezug eines Gesprächsteilnehmers zum Redezug des anderen, geschieht oft in Sekundenbruchteilen und ohne Überlappung – kommen Überlappungen vor, so sind sie meist sehr kurz gehalten. Dass der Sprecherwechsel so reibungslos funktionieren kann, ist umso erstaunlicher, als in informellen Gesprächen die Abfolge wie die Länge der einzelnen Redezüge nicht von vorneherein fixiert ist, ebenso wenig die Länge und der Inhalt des gesamten Gesprächs oder die Anzahl der Gesprächsteilnehmer.

Harvey Sacks, Emanuel A. Schegloff und Gail Jefferson haben in »A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation« (1974 [1978]) die Regeln herausgearbeitet, die dafür sorgen, dass der Sprecherwechsel so reibungslos vonstatten gehen kann: An bestimmten Stellen des Gesprächs kann der Sprecher den nächsten Sprecher auswählen, geschieht dies nicht, kann sich der nächste Sprecher selbst auswählen, indem er seinen Beitrag beginnt, geschieht auch dies nicht, kann der Sprecher seinen Redezug einfach fortsetzen.

An welchen »Stellen« kann ein Sprecherwechsel stattfinden? Offensichtlich wissen die Gesprächsteilnehmer gut, wann dies möglich ist, und wann nicht (sonst würden es viel öfter zu Überlappungen und langen Pausen kommen). Denn sie wissen, mit welchen sprachlichen Einheiten man einen vollständigen Redezug realisieren kann. Diese sprachlichen Einheiten können ganze Sätze sein (wie *Entschuldigen Sie!*), aber auch kleinere Einheiten bis hin zu einfachen Worten wie *Ja?* Solche sprachlichen Einheiten werden (rede)zugbildende Einheiten genannt. Da die Gesprächsteilnehmer wissen, was eine zugbildende Einheit ist, wissen sie auch, wann diese zu Ende ist. Dieses Ende ist eine Stelle, an der ein Sprecherwechsel stattfinden kann, d. h. eine übergaberelevante Stelle. Die Regeln für den Sprecherwechsel – bzw. die Regeln für die Zuweisung des Rederechts – nehmen auf diese übergaberelevanten Stellen Bezug (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974, 704 [1978, 12 f.]):

Regel 1 Ist bei einem Redezug die erste Stelle erreicht, wo ein Sprecherwechsel möglich ist, d. h., ist die erste übergaberelevante Stelle erreicht, dann gibt es folgende Möglichkeiten:

- Wenn der Redezug so gestaltet ist, dass der gegenwärtige Sprecher bereits einen nächsten Sprecher ausgewählt hat, dann hat nur dieser Sprecher das Recht und die Pflicht, an dieser Stelle den nächsten Redezug zu übernehmen (=Fremdwahl).

- Wenn in dem Redezug keine Fremdwahl erfolgt ist, dann kann sich der nächste Sprecher selbst auswählen. Das Rederecht erhält der Sprecher, der zuerst den neuen Redezug beginnt (=Selbstwahl).
- Wenn keine Fremdwahl erfolgt ist, dann kann der Sprecher seinen Redezug auch fortsetzen, sofern keine Selbstwahl durch einen anderen Sprecher erfolgt.

Regel 2 Wenn es an der ersten übergaberelevanten Stelle des Redezugs nicht durch (1a) oder (1b) zu einem Sprecherwechsel gekommen ist, und der Sprecher aufgrund von (1c) seinen Redezug fortsetzt, dann kommen an der nächsten übergaberelevanten Stelle die Regeln (1a) bis (c) erneut zur Anwendung. Erfolgt auch da kein Sprecherwechsel, dann kommen die Regeln an jeder weiteren übergaberelevanten Stelle zur Anwendung und zwar solange, bis ein Sprecherwechsel erfolgt.

Wenden wir nun dies alles auf den Dialog in (49) an. Der Dialog besteht aus sieben Redezügen – vier von A und drei von B. Wie man an den Redezügen 4 bis 6 sieht, kann ein Redezug aus mehreren illokutionären Akten bestehen. In Redezug 5 etwa macht A erst eine Feststellung, dann bedankt er sich. In Gang gesetzt wird der Dialog durch die Anrede *Entschuldigen Sie*, auf die B mit *Ja?* antwortet. Bei dem Sprecherwechsel, der hier vor sich geht, handelt es sich um Fremdwahl (Regel 1a) – der Sprecher wählt den nächsten Sprecher aus –, denn A hat eine Äußerung getan, bei der vom Angesprochenen erwartet wird, dass dieser sprachlich darauf reagiert. Ebenso verhält es sich bei *Vielen Dank!* – *Keine Ursache* und *Auf Wiedersehen – Auf Wiedersehen*. Da *Mir ist das Benzin ausgegangen* eine indirekte Frage an B ist, auf die A von B eine Antwort erwartet, liegt bei diesem Redezug auch eine Fremdwahl vor. Einzig beim Übergang zu Redezug 5 *Oh, da habe ich ja nochmal Glück gehabt. Vielen Dank!* liegt Selbstwahl (Regel 1b) vor. Dieser Redezug gibt auch ein Beispiel für Regel 1c, die Fortsetzung des Redezugs durch den Sprecher, da kein Sprecherwechsel durch Fremd- oder Selbstwahl erfolgt. Nach *Glück gehabt* ist ein Satz zu Ende, der alleine einen Redezug darstellen kann (d. h. der eine zugbildende Einheit ist), eine übergaberelevante Stelle ist erreicht. Da A durch diese Feststellung B nicht als nächsten Sprecher auswählt und dieser sich an dieser Stelle nicht das Rederecht nimmt, was möglich wäre, führt A seinen Redezug fort. Erst an der nächsten übergaberelevanten Stelle und zwar am Ende der Dankesformel kommt es (nach Regel 2) zu einem Sprecherwechsel. (Zum Sprecherwechsel von Redezug 2 zu 3 siehe unten.)

Eine der wichtigsten offenen Fragen auf diesem Gebiet ist die Frage, was genau eine (rede)zugbildende Einheit ist (vgl. die Diskussion in Ochs et al. 1996).

6.8.2 Paarsequenzen

Den Dialog (49) kann man in eine Reihe von sogenannten Paarsequenzen zerlegen: Die Anrede *Entschuldigen Sie* und die Antwort *Ja?* bilden eine solche zusammengehörige Sequenz aus zwei Teilen, mit der das Gespräch begonnen wird. *Auf Wiedersehen – Auf Wiedersehen* bildet eine Sequenz aus Abschiedsgruß und Erwiderung des Grusses, mit der das Gespräch beendet wird. *Vielen Dank!* und *Keine Ursache* bilden eine Sequenz aus Dank und Erwiderung des Dankes. Schließlich gibt es noch eine Sequenz aus Frage und Antwort: *Mir ist das Benzin ausgegangen* ist eine indirekte Frage danach, wo A Benzin bekommen kann, *Gleich hier um die Ecke gibt es eine Tankstelle* ist die Antwort auf diese Frage. Mit *Oh, da habe ich ja nochmal Glück gehabt* kommentiert A diese Antwort – man kann also von einer Paarsequenz aus Antwort und Kommentierung der Antwort reden.

Man kann diesen kleinen Dialog nicht nur fast vollständig in Paarsequenzen zerlegen, die Sequenzen sind ineinander verwoben, insofern Äußerungen gleichzeitig zu mehreren Paarsequenzen gehören können. Dies zeigt sich gut an *Ja?* in der zweiten Zeile. Dies ist einmal die Antwort auf die Anrede, zum anderen ist es als Frage nach dem Grund der Anrede zu verstehen. Diesen Grund nennt A dann auch in der folgenden Äußerung (*Mir ist das Benzin ausgegangen*). Diese ist selbst aber auch wieder eine indirekte Frage danach, wo man hier Benzin bekommen könnte.

Die Paarsequenzen selbst geben dem Gespräch eine »lokale Organisation«, die Art der Sequenzen und ihr Aufeinanderfolgen können dem ganzen Gespräch aber auch eine ganz bestimmte »globale Organisation« geben: Eröffnungsphase – Entfaltung der Gesprächsthemen – Beendigungsphase. Für Eröffnungsphasen typisch sind sogenannte Aufruf-Antwort-Sequenzen: *Entschuldigen Sie – Ja?; Eduard? – Ja?; Mami! – Was gibt's?; es klopft an der Tür – Herein!; es klingelt das Telefon – Weinhaus Schmidt. Sie wünschen? (Das heißt, das Anklopfen und das Anrufen gelten als ›Aufrufe‹, die eine Antwort erwarten.) Charakteristisch für Aufruf-Antwort-Sequenzen ist, dass sie zu etwas überleiten, normalerweise zum Grund für den Aufruf. Mit der Einführung des (ersten) Themas beginnt der Hauptteil des Gesprächs, bei dem es zu mehreren Themenwechseln kommen kann. Der Abschluss des (letzten) Themas leitet zur Beendigungsphase über. In unserem Minidialog gehört zur Beendigungsphase die Sequenz aus Dank (der sich auf den Anfang des Gesprächs bezieht, insofern er ihn als eine Bitte um Information darstellt) und Erwiderung des Dankes sowie die Verabschiedungssequenz.*

Uhmann (1997, 77 f.) definiert: »Bei der Paarsequenzorganisation handelt es sich um zwei zu einem Äußerungsformat fest verbundene, von zwei verschiedenen Sprechern produzierte Äußerungen, wobei ein erstes Paarglied einem ganz bestimmten zweiten vorangeht und dieses *konditionell relevant* (›conditionally relevant‹) macht, d. h. für den Rezipienten obligatorisch und für den Produzenten erwartbar. Sobald ein erstes Paarglied für den Rezipienten erkennbar produziert wurde, sollte der Sprecher an der ersten übergaberelevanten Stelle seinen Redezug beenden, um dem Rezipienten in dem vordeterminierten Raum Gelegenheit zur unmittelbaren Produktion des zweiten Paarglieds zu bieten.«

6.8.3 Reparatursequenzen

Wir sind noch nicht darauf eingegangen, dass B sich in unserem kleinen Dialog (49) selbst unterbricht und sich korrigierend fortfährt: *Beim Postamt, äh, gleich hier um die Ecke gibt es eine Tankstelle*. Der Grund liegt auf der Hand. B realisiert, dass es sich bei A um einen Ortsunkundigen handeln muss, denn sonst hätte A nicht so gefragt, wie er gefragt hat. Aber das heißt, dass A natürlich auch nicht wissen kann, wo das Postamt liegt. Also würde A die Information, dass es beim Postamt eine Tankstelle gibt, nichts nutzen. Dies realisierend unterbricht B seinen Satz und setzt neu an. Hier haben wir es mit etwas zu tun, was in der Konversationsanalyse Reparatur bzw. Reparatursequenz genannt wird, nämlich um Aktivitäten, »in denen Konversationsteilnehmer Probleme des Sprechens, Hörens oder Verstehens in vorausgegangenen oder im Vollzug befindlichen Redezügen bearbeiten« (Uhmann 1997, 77). Die Reparatur bezieht sich in unserem Fall auf die Präpositionalphrase *beim Postamt*. Initiiert wird sie durch die Reparaturpartikel *äh* und sie besteht in der Ersetzung der PP durch die Phrase *gleich hier um die Ecke*.

Man unterscheidet Selbstreparaturen und Fremdreparaturen je nachdem, ob der Sprecher des zu reparierenden Redezugs selbst oder aber der Adressat dieses Redezugs die Reparatur vornimmt. Eine Reparatur ist selbstinitiiert oder fremdinitiiert je nachdem, ob der Sprecher des zu reparierenden Redezugs oder aber der Adressat die Reparatur initiiert. Unser Beispiel in (49) ist eine selbstinitiierte Selbstreparatur. In der Sequenz A: *Ich habe die linke Seite freigelassen*. B: *Die LINke?* A: *Ich meine natürlich die RECHte*. liegt eine fremdinitiierte Selbstreparatur vor, in A: *Ich habe die linke Seite freigelassen*. B: *Halt! Du hast die RECHte Seite freigelassen*. A: *Ja, klar.* eine fremdinitiierte Fremdreparatur und in A: *Dies ist ein – wie heißt das nochmal?* B: *Ein Ergometer.* eine selbstinitiierte Fremdreparatur. Der Begriff der Reparatur(sequenz) ist so weit gefasst, dass er über die Korrektur von offensichtlichen Fehlern hinausgeht, wie die Wortfindungsstörung in dem Beispiel für selbstinitiierte Fremdreparatur zeigt (vgl. Schegloff/Jefferson/Sacks 1977, die grundlegende Arbeit zu Reparatursequenzen).

Literatur

Grundlegende Literatur

- Altmann, Hans (1987): Zur Problematik der Konstitution von Satzmodi als Formtypen. In: Meibauer (1987), 22–56.
- Altmann, Hans (1993): Satzmodus. In: Jacobs, Joachim et al. (Hgg.): Syntax. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin/New York: de Gruyter, 1006–1029.
- Austin, John L. ([1961] 1979³): Performative Utterances. In: Austin: Philosophical Papers. Oxford: Oxford University Press, 233–252 (dt. in: Austin: Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart: Reclam 1986).
- Austin, John L. ([1962] 1975²): How to do Things with Words. Cambridge, Mass.: Harvard University Press (dt. Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words)). Stuttgart: Reclam 1976).
- Brandt, Margareta et al. (1992): Satztyp, Satzmodus und Illokution. In: Rosengren, Inger (Hg.): Satz und Illokution. Band 1. Tübingen: Niemeyer, 1–90.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena: G. Fischer.
- Ehlich, Konrad (1982): Anaphora und Deixis: Same, Similar or Different? In: Jarvela, Robert J./Klein, Wolfgang (Hg.): Speech, Place, and Action. Studies in Deixis and Related Topics. Chichester: J. Wiley & Sons, 315–338.
- Fillmore, Charles J. (1997): Lectures on Deixis. Stanford: CSLI.
- Gazdar, Gerald (1979): Pragmatics: Implicature, Presupposition and Logical Form. New York: Academic Press.
- Grice, Paul (1989): Logic and Conversation (1967, 1987). In: Grice: Studies in the Way of Words. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1–143 (Teilübersetzung in Meggle, George (Hg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979).
- Horn, Laurence R. (1984): Toward a New Taxonomy for Pragmatic Inference: Q- and R-Based Implicature. In: Schiffrin, Deborah (Hg.): Meaning, Form, and Use in Context. Linguistic Applications. Washington, DC: Georgetown University Press, 11–42.
- Jacobs, Joachim (1988): Fokus-Hintergrund-Gliederung und Grammatik. In: Altmann, Hans (Hg.): Intonationsforschungen. Tübingen: Niemeyer, 89–134.
- Karttunen, Lauri (1973): Presuppositions of Compound Sentences. In: Linguistic Inquiry 4, 169–193.
- Levinson, Stephen C. (2000b): Presumptive Meanings. The Theory of Generalized Conversational Implicatures. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Reis, Marga (1999): On Sentence Types in German: An Enquiry into the Relationship between Grammar and Pragmatics. In: Interdisciplinary Journal for Germanic Linguistics and Semiotic Analyses 4.2, 195–236.

- Rooth, Mats (1992): A Theory of Focus Interpretation. In: *Natural Language Semantics* 1, 75–116.
- Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel A./Jefferson, Gail (1974 [1978]): A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation. In: *Language* 50, 696–755. Revidierte Fassung in Schenkein, Jim (Hg.): *Studies in the Organization of Conversational Interaction*. New York: Academic Press 1978, 7–55.
- Sadock, Jerrold M./Zwickly, Arnold M. (1985): Speech Act Distinctions in Syntax. In: Shopen, Timothy (Hg.): *Language Typology and Syntactic Description. Volume 1: Clause Structure*. Cambridge: Cambridge University Press, 155–196.
- Schegloff, Emanuel A./Jefferson, Gail/Sacks, Harvey (1977): The Preference for Self-Correction in the Organization of Repair in Conversation. In: *Language* 53, 361–382.
- Schwarzchild, Roger (1999): GIVENness, AvoidF and Other Constraints on the Placement of Accent. In: *Natural Language Semantics* 7, 141–177.
- Searle, John R. (1969): *Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press. Dt.: Sprechakte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1971.
- Searle, John R. (1975a): A Taxonomy of Illocutionary Acts. In: Gunderson, Keith (Hg.): *Language, Mind and Knowledge*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 344–369. Abdruck in Searle (1979). Dt. in Searle (1982), 17–50.
- Searle, John R. (1975b): Indirect Speech Acts. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hgg.): *Syntax and Semantics 3: Speech Acts*. New York: Academic Press, 59–82. Abdruck in Searle (1979). Dt. in Searle (1982), 51–79.
- Searle, John R. (1979): *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, John R. (1982): Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. (= Dt. Übers. von Searle 1979).
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre ([1986] 1995²): *Relevance: Communication and Cognition*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Stalnaker, Robert (1974): Pragmatic Presuppositions. In: Munitz, Milton K./Unger, Peter K. (Hg.): *Semantics and Philosophy*. New York: New York University Press, NY.
- Strawson, Peter F. (1950): On Referring. In: *Mind* 59, 320–344.

Weitere Literatur

- Altmann, Hans/Hahnemann, Suzan (1999): *Syntax fürs Examen. Studien- und Arbeitsbuch*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bach, Kent (1999): The Myth of Conventional Implicature. In: *Linguistics and Philosophy* 22, 327–366.
- Bach, Kent/Harnish, Robert M. (1979): *Linguistic Communication and Speech Acts*. Cambridge, Mass.: MIT-Press.
- Beaver, David Ian (1997): Presupposition. In: Bentham, Johan van/Meulen, Alice ter (Hg.): *Handbook of Logic and Language*. Cambridge (Mass.)/Amsterdam: MIT Press/North Holland, 939–1008.
- Bertolet, Rod (1994): Are there Indirect Speech Acts? In: Tsohatzidis, Savas L. (Hg.): *Foundations of Speech Act Theory*. London/New York: Routledge, 335–349.
- Bianchi, Claudia (Hg.) (2004): *The Semantics/Pragmatics Distinction*. Stanford: CSLI Publications.
- Bierwisch, Manfred (1980): Semantic Structure and Illocutionary Force. In: Searle, John R./Kiefer, Ferenc/Bierwisch, Manfred (Hg.): *Speech Act Theory and Pragmatics*. Dordrecht: Reidel, 1–35.
- Blakemore, Diane (1992): *Understanding Utterances. An Introduction to Pragmatics*. Oxford: Blackwell.
- Bosch, Peter (1983): *Agreement and Anaphora. A Study of the Role of Pronouns in Syntax and Discourse*. London: Academic Press.
- Brinker, Klaus et al. (Hg.) (2001): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. 2. Halbband*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Brown, Penelope/Levinson, Stephen C. (1989²): Politeness: Some Universals in Language Usage. Cambridge: Cambridge University Press.
- Carston, Robyn (2002): *Thought and Utterances: The Pragmatics of Explicit Communication*. Oxford: Blackwell.
- Carston, Robyn (2004): Relevance Theory and the Saying/Implicating Distinction. In: Horn/Ward (2004), 633–656.

- Chierchia, Gennaro/McConnell-Ginet, Sally (1990): *Meaning and Grammar. An Introduction to Semantics*. Cambridge, Mass.: MIT-Press.
- Davis, Wayne A. (1998): *Implicature, Intention, Convention, and Principle in the Failure of Gricean Theory*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Diessel, Holger (1999): *Demonstratives. Form, Function, and Grammaticalization*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Ehrich, Veronika (1992): *Hier und Jetzt. Studien zur lokalen und temporalen Deixis im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- Falkenberg, Gabriel (1984): Unaufrichtigkeit und Unredlichkeit. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 31/3/4, 15–19. Auch als L.A.U.T. Papier Nr. 103.
- Féry, Caroline (1993): *German Intonational Patterns*. Tübingen: Niemeyer.
- Green, Georgia M. (1996²): *Pragmatics and Natural Language Understanding*. Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Grewendorf, Günther/Zaefferer, Dietmar (1991): Theorien der Satzmodi. In: Stechow, Arnim von/Wunderlich, Dieter (Hg.): *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin/New York: de Gruyter, 270–286.
- Harras, Gisela (2004²): *Handlungssprache und Sprechhandlung. Eine Einführung in die theoretischen Grundlagen*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Himmelmann, Nikolaus P. (1997): *Deiktikon, Artikel, Nominalphrase: Zur Emergenz syntaktischer Struktur*. Tübingen: Niemeyer.
- Horn, Laurence R. (1996): Presupposition and Implicature. In: Lappin, Shalom (Hg.): *The Handbook of Contemporary Semantic Theory*. Oxford: Blackwell, 299–319.
- Horn, Laurence R./Ward, Gregory (Hgg.) (2004): *The Handbook of Pragmatics*. Oxford: Blackwell.
- Kadmon, Nirit (2001): *Formal Pragmatics*. Malden, Mass./Oxford: Blackwell.
- Kasher, Asa (Hg.) (1998): *Pragmatics: Critical Concepts*. London: Routledge.
- Klein, Wolfgang (1978): Wo ist *hier*? Präliminarien zu einer Untersuchung der lokalen Deixis. In: *Linguistische Berichte* 58, 18–40.
- Leech, Geoffrey N. (1983): *Principles of Pragmatics*. London/New York: Longman.
- Levinson, Stephen C. (2000³a): *Pragmatik*. Tübingen: Niemeyer (Orig.: *Pragmatics*. Cambridge: Cambridge University Press 1983).
- Lohnstein, Horst (2000): *Satzmodus – kompositionell: Zur Parametrisierung der Modusphrase im Deutschen*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Matsumoto, Yo (1995): The Conversational Condition on Horn Scales. In: *Linguistics and Philosophy* 18, 21–60.
- Meibauer, Jörg (2001²): *Pragmatik. Eine Einführung*. Tübingen: Stauffenburg.
- Meibauer, Jörg (Hg.) (1987): *Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Referate anlässlich der 8. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft*, Heidelberg 1986. Tübingen: Niemeyer.
- Meibauer, Jörg (2005): Lying and Falsely Implicating. In: *Journal of Pragmatics* 37, 1373–1399.
- Ochs, Elinor/Schegloff, Emanuel A./Thompson, Sandra A. (Hg.) (1996): *Interaction and Grammar*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Posner, Roland (1979): Bedeutung und Gebrauch der Satzverknüpfung in den natürlichen Sprachen. In: Grewendorf, Günther (Hg.): *Sprechakttheorie und Semantik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 345–385.
- Potts, Christopher (2005): *The Logic of Conventional Implicatures*. Oxford: Oxford University Press.
- Reis, Marga (1977): *Präsuppositionen und Syntax*. Tübingen: Niemeyer.
- Renkema, Jan (1993): *Discourse Studies. An Introductory Textbook*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Rolf, Eckard (Hg.) (1997): *Pragmatik. Implikaturen und Sprechakte*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rooth, Mats (1996): Focus. In: Lappin, Shalom (Hg.): *The Handbook of Contemporary Semantic Theory*. Oxford: Blackwell, 271–297.
- Sadock, Jerrold M. (1990): Comments on Vanderveken and on Cohen and Levesque. In: Cohen, Philip R./Morgan, Jerry/Pollack, Martha E. (Hgg.): *Intentions in Communication*. Cambridge, Mass.: MIT Press, 257–270.
- Saul, Jennifer (2002): What is Said and Psychological Reality: Grice's Project and Relevance Theorists' Criticisms. In: *Linguistics and Philosophy* 25, 347–372.
- Schiffrin, Deborah/Tannen, Deborah/Hamilton, Heidi E. (Hgg.) (2001): *Handbook of Discourse Analysis*. Oxford: Blackwell.

- Seuren, Pieter A.M. (1991): Präsuppositionen. In: Stechow, Arnim von/Wunderlich, Dieter (Hgg.): *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin/New York: de Gruyter, 286–318.
- Sitta, Georg (1991): *Deixis am Phantasma. Versuch einer Neubestimmung*. Bochum: Brockmeyer.
- Sperber, Dan/Deirdre Wilson (1987): *Précis of »Relevance: Communication and Cognition«*. In: *Behavioral and Brain Sciences* 10, 697–710.
- Szabó, Z. Gendler (Hg.) (2005): *Semantics vs. Pragmatics*. Oxford: Clarendon Press.
- Uhmann, Susanne (1991): *Fokusphonologie. Eine Analyse deutscher Intonationskonturen im Rahmen der nicht-linearen Phonologie*. Tübingen: Niemeyer.
- Uhmann, Susanne (1997): Grammatische Regeln und konversationelle Strategien. Fallstudien aus Syntax und Phonologie. Tübingen: Niemeyer.
- Van der Sandt, Rob A. (1988): *Context and Presupposition*. London: Routledge.
- Verschueren, Jef et al. (Hgg.) (2000): *Handbook of Pragmatics*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Wilson, Deirdre/Sperber, Dan (2004): *Relevance Theory*. In: Horn/Ward (2004), 607–632.
- Zifonun, Gisela et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bände*. Berlin/New York: de Gruyter [= IdS-Grammatik].

7. SPRACHERWERB

7.1 Was versteht man unter Spracherwerb?

Den Begriff ‚Spracherwerb‘ verbinden viele Menschen mit kleinen Kindern, die gerade ihre Muttersprache erwerben. Andere denken als erstes an den Fremdsprachenunterricht, den sie in der Schule genossen haben. Wieder andere assoziieren damit Ferienkurse in Italien, in denen sie ihre Italienischkenntnisse erweitern können. Und es gibt sicherlich noch andere Vorstellungen, die Menschen beim Wort ‚Spracherwerb‘ in den Sinn kommen.

Spracherwerb ist also ein vieldeutiger Begriff. Wir können eine Reihe von Spracherwerbstypen bestimmen, die sich danach unterscheiden, unter welchen Bedingungen der Spracherwerb erfolgt. Der wichtigste Aspekt dabei ist, welche Voraussetzungen jeweils bei dem Menschen vorliegen, der eine Sprache erwirbt. Bei Kindern unterscheiden wir zunächst zwischen primärem Spracherwerb einer Muttersprache (L1-Erwerb (= first language)) und bilingualem oder doppeltem Erstspracherwerb, d. h. dem Erwerb zweier (oder mehrerer) Muttersprachen, die im Idealfall gleich gut erworben werden. Wir sprechen von einem frühen Zweitspracherwerb (L2-Erwerb (= second language)), wenn das Kind erst im Alter von drei bis fünf oder sechs Jahren mit einer zweiten Sprache konfrontiert wird. Diese Konstellation kommt häufig bei Migrantenkindern vor.

Der kindliche Spracherwerb verläuft nicht bei allen Kindern problemlos. Er kann beeinträchtigt sein, wenn es Defizite in den Voraussetzungen für den Spracherwerb gibt. So ist der Erwerb der Lautsprache bei hochgradig hörgeschädigten Kindern erschwert, nicht aber die Fähigkeit, eine Sprache zu erwerben. Viele dieser Kinder erwerben als erste Sprache eine **Gebärdensprache**, die dann die Muttersprache (L1) ist. Dieses Beispiel macht deutlich, dass der Begriff des Spracherwerbs nicht allein auf Lautsprache anzuwenden ist, sondern auch auf den Erwerb der Gebärdensprache ausgedehnt werden kann, also auf den Erwerb eines Symbolsystems, das nicht laut-basiert ist.

Der Spracherwerb kann auch durch andere Faktoren beeinträchtigt sein. So gibt es Kinder, die das Sprachsystem ihrer Muttersprache abweichend und nicht altersgerecht aufbauen, ohne dass diese Sprachentwicklungsstörung auf andere kognitive oder sensorische Defizite zurückgeführt werden könnte. Wir sprechen dann von einer spezifischen Sprachentwicklungsstörung, was nichts anderes bedeutet, als dass angenommen wird, dass spezifische Voraussetzungen beeinträchtigt sind, die die Sprachfähigkeit und den Spracherwerb an sich betreffen. Die Erwerbsprobleme können dann durchaus verschiedene sprachliche Bereiche betreffen, z. B. den phonologischen Erwerb oder die Grammatik.

Der Begriff des **Zweit- oder Fremdspracherwerbs** (L2) wird meist auf Jugendliche oder Erwachsene bezogen. Beim L2-Erwerb (das kann auch eine dritte oder vierte Sprache sein) wird zwischen gesteuertem und ungesteuertem Zweitspracher-